



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1935

2 (1935)

Vergißmichnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 2

Februar 1935

53. Jahrgang

Mariä Lichtmeß

Hymnus: Noctis caligo transiit
13. Jahrhundert

Vorbei die schauervolle Nacht,
Zum Licht der neue Tag erwacht:
Du Mutter wahren Licht's uns sei,
Steh' deinen Dienern immer bei.

Der Seele Finsternis vertreib,
Daß frei von Sündenschmutz sie bleib;
Mach klar die Sinne, daß sie nun
Des Lichtes Werke gerne tun.

Der Zunge gib Bescheidenheit,
Das Herz für Einsicht mach' bereit,
Die Ohren zügle, das Gesicht,
Daß Sinnenlust sie feß'le nicht.

Flöß Sündenhaß der Seele ein,
Daß sie nach Tugend streb' allein
Und lenke uns're Schritte dann
Für immer auf des Friedens Bahn.

Für deine Treuen bitte gern
Vor ihrem Richter, unserm Herrn,
Daß beim Gericht am jüngsten Tag
Verdammnis sie nicht treffen mag.

(Nach dem latein. Text von P. Dominikus).

Der Ernteruf!

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! (Mtth. 9, 37, 38.)

Der Ernteschnitt der katholischen Weltmission beträgt 305 Millionen Seelen. Es ist die Erntefrucht, bereit zur Einfahrt.

Die ganze große Heidenwelt aber, 1043 Millionen ist Erntefrucht, die noch auf dem Halme steht und auf die Erntesichel wartet.

Erntearbeit kann nur geschehen, wenn jeder im Hause zugreift. Die Kirche kann die Ernte nur einbringen, wenn alle Hände sich regen. Greif zu bei der Erntearbeit der katholischen Weltmission! Die Ernte wartet. Keiner von uns darf müßig dastehen den ganzen Lebenstag. Ein jeder kann bei der Missionsernte helfen: durch Missionsgebet, durch Missionsopfer, durch persönliche Missionsarbeit.

Die Ernte wartet. An die Arbeit, ehe sie verdirbt! An die Arbeit, ehe sie unmöglich geworden ist!

Die Ernte wartet. Wem der Herr sagt: Geh auch du! Der muß zur persönlichen Missionsarbeit gehen. Der Beruf zur Mission ist der Beruf zur Schnitterarbeit auf dem Erntefelde.

Geh auch Du! Das ist Gottes Ruf voll Eindringlichkeit und Bevorzugung. Auch Du! — Nicht alle: aber Du!

Wen die Gnade ruft im Knabenalter, der komme! Wer den Ruf vernimmt im reiferen Knabenalter oder wer ihn als Jungmann deutlich hört, der komme! Will er Missionspriester werden, steht ihm die Pforte eines unserer Missionsseminare offen.

Für Knaben von 11 Jahren und Gymnasiasten ist es: **Mohsianum, Lohr a. Main, Unterfranken, Bayern.**

Für reifere Knaben und Jungmänner, die noch keine Gymnasialstudien betrieben haben, ist es für West- und Süddeutschland: **Missionsseminar St. Josef, Reimlingen, bair. Schwaben.**

Für ebensolche Bewerber aus Nord- und Ostdeutschland: **Missionsseminar St. Bonifaz, Schurgast, Schlesien.**

Für die Schweiz besteht das **Missionsskolleg St. Josef in Altdorf, Kanton Uri.**

Werttätige Jungmänner, die ihre fachlichen Kenntnisse in den Dienst der Missionsfache stellen wollen, finden Auskunft und Aufnahme durch die **Mariannahiller Missionshäuser.**

St. Paul, bei Walbeck, Niederrhein.

St. Joseph, Reimlingen, bair. Schwaben.

St. Joseph, Altdorf, Kt. Uri, Schweiz.

In allen Berufsangelegenheiten wende man sich an den Hochw. Obern des betreffenden Hauses.

Der hochwürdige Klerus wolle gerne geeignete Kandidaten auf unsere Mission aufmerksam machen.

Solange unser katholischer Glaube die Leucht- und Triebkraft des Missionseifers besitzt, so lange wird die heilige Flamme des Glaubens in uns nicht auslöschen.



„Meine Augen haben das Heil gesehen!“

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Festtage in Butterworth: Ende Oktober stattete der apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM. der kleinen katholischen Gemeinde in Butterworth seinen ersten offiziellen Besuch ab. Die Katholiken des kleinen Landstädtchens und aus der näheren Umgebung bereiteten ihrem Oberhirten einen würdigen und herzlichen Empfang, für den der getreue Hirt tiefbewegt dankte. Da gleichzeitig auch 14 Personen die hl. Firmung empfangen sollten, die kleine Notkapelle die Menge der Gläubigen aber nicht fassen konnte, fand das Pontifikalamt im Freien statt. Der



Erstkommunion in Christus König-Butterworth
Apostol. Präfekt Msgr. Hanisch und P. Otto Grimm RMM.

Altar wurde auf der Veranda der Missionarswohnung aufgerichtet. Die Festgemeinde kniete unter schattigen Bäumen. Der Festgottesdienst verlief, dank der hervorragenden Leistung des Kirchenchores aufs erhabenste und würdigste. Auch der starke Wind und das plötzliche Erscheinen einer Schlange konnte die Feststimmung in keiner Weise trüben. — Am Nachmittag fand unter dem Vorsitz des apost. Präfekten in der Missionarswohnung eine Zusammenkunft des Ausschusses für den Kirchen-Neubau statt. Dabei wurde einstimmig beschlossen, daß sofort mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen werden solle. Am Christkönigsfest nahm dann P. Otto Grimm RMM., der Pfarrer und Missionar von Butterworth, auf dem Baugrund die feierliche Handlung der Segnung des Baugrundes, des ersten Spatenstiches und der Errichtung eines Kreuzes vor. Die zu bauende neue Missionskirche soll Christus dem König geweiht werden. Wir wünschen dem unternehmungsfreudigen Missionar viel Glück zu

seinem neuen Unternehmen, damit er das Haus des höchsten Königs so schnell vollende, wie die Kirche zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit in Matatiele. —

X **Hohe königliche Auszeichnung für eine Missionschwester:** Für hingebende opferfreudige Arbeit im Dienste der Armen und verlassenen Kranken hat Seine Majestät, der König von England einer katholischen Ordensfrau, und zwar der Schwester Friedberta aus der Kongregation der Missionschwestern vom kostbaren Blut, die ehrenwerte Mitgliedschaft des Ordens des Britischen Kaiserreiches (Order of the British Empire) verliehen. Die also ausgezeichnete Missionschwester wirkt gegenwärtig in der Mission von Zanzibar. Schon 20 Jahre arbeitete die tapfere deutsche Schwester unermüdlich auf ihrem Posten. Niemals hatte oder nahm sie Urlaub. Als eine Frau der Umsicht und Tapferkeit hat sie

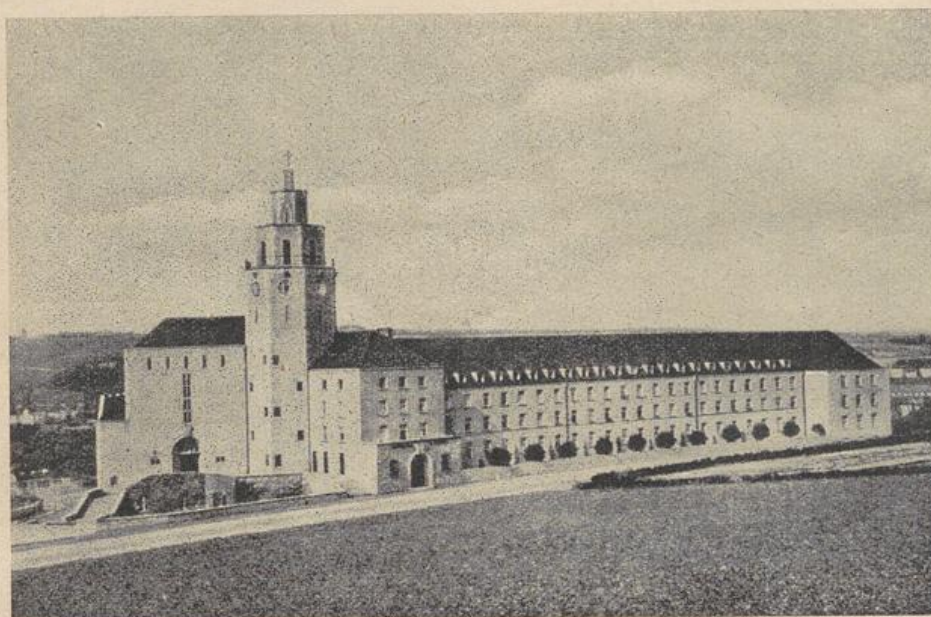


P. Otto Grimm RMM. segnet den Bauplatz für die neue Kirche Christus König in Butterworth und tut den ersten Spatenstich am Christkönigsfeste

keine Arbeit gescheut, die sie glaubte unternehmen zu können. Vor kurzem erwarb sie sich sogar noch den Kraftwagen-Führerschein, um das Missionsauto, wenn der Führer einmal krank oder ermüdet ist, selbst lenken und leiten zu können. Die große Ehre, die dieser unermüdlichen Missionschwester und sozialen Arbeiterin zuteil wurde, hat alle Bewohner Zanzibars mit großer Freude erfüllt. Wir wünschen der guten Schwester von Herzen Glück zu der hohen Auszeichnung! — Welche Jungfrau hat Lust, sich ebenfalls dem lieben Gott zu schenken und sich dem Dienste der armen Heiden zu widmen! Die Kongregation der Missionschwestern vom kostbaren Blut hat weite, herrliche Arbeitsfelder. Wer reiht sich ein in die Schar der tapferen Missionarinnen? (Anmeldungen: Missionskloster Heilig Blut P. Beek en Donk by Helmond, Holland; oder Missionshaus von der hl. Familie, Neuenbeken bei Paderborn, Westfalen.) X

Hauptlingsbefehrungen: Die Leser dieser Zeilen werden sich noch gut erinnern, daß an dieser Stelle einmal die Bitte ausgesprochen wurde,

doch im besonderen auch um die Befehrung der Stammeshäuptlinge in Südafrika zu beten und Opfer zu bringen. Ich bin überzeugt, daß dieser Bitte von vielen hochherzigen Seelen im reichsten Maße entsprochen wurde. — Gott sei Dank! — Das Gebet wurde nicht umsonst verrichtet, die Opfer nicht vergebens gebracht! Im Gebiet der Missionsstation Kevelaer wurde unlängst der Häuptling Mandadhla Mfulise durch die hl. Taufe ein Kind Gottes und ein guter katholischer Christ. Vor seiner Taufe hat der Häuptling, der nun den Namen David trägt, 5 Nebenfrauen entlassen und lebt jetzt nur mit seiner rechtmäßigen katholischen Frau in Eintracht und christlicher Liebe zusammen. Der Mission von Kevelaer hat der Neubekehrte kürzlich ein schönes Stück Land geschenkt, damit der Missionar darauf eine Außenstation errichte. Auch eine schöne Hütte ließ er dem Missionar schon bauen, damit dieser auf dem Weg



Mariannhiller Priester-Seminar Pius X., Würzburg.

zu einer entfernteren Außenstation eine Übernachtungsstelle hat. — Der Häuptling Dhlidhli, der ebenfalls noch im Missionsgebiet von Kevelaer seine Stammesbesitzungen hatte, erhielt vor seinem kürzlich erfolgten Tode ebenso die Gnade der Befehrung. Er ließ sich taufen und empfing dann auch noch die letzte Ölung. — Beten wir weiter recht eifrig und beharrlich um die Befehrung der Stammeshäuptlinge. Gott wird dieses Gebet sicher gerne erhören. —

Firmung auf der Missionsstation Citeaug: Ende Oktober letzten Jahres spendete seine Exzellenz, der hochw. Herr Bischof A. Fleischer RMM. auf der Missionsstation Citeaug 70 Personen das hl. Sakrament der Firmung. Die ganze Christengemeinde nahm an der Feier herzlichsten Anteil und freute sich überaus, ihren Oberhirten wieder einmal in ihrer Mitte weilen zu sehen. — Auf Wiederhören!

Zeige uns dein Reich!

XIV.

„Das Vaterunser meine Politik!“ Einer der größten Lehrmeister nach dem Herzen unseres Königs Jesus Christus lebte und handelte nach diesem Weltprogramm. Der heilige Johannes Bosco kam damit viel weiter als allzu viele Menschen von heute, die das Vater unser weder beten noch — leben! Sein weitverzweigtes Doppelwerk dient der wirklichen Wohlfahrt von Millionen, weil es ein tatgewordenes Vater unser ist!

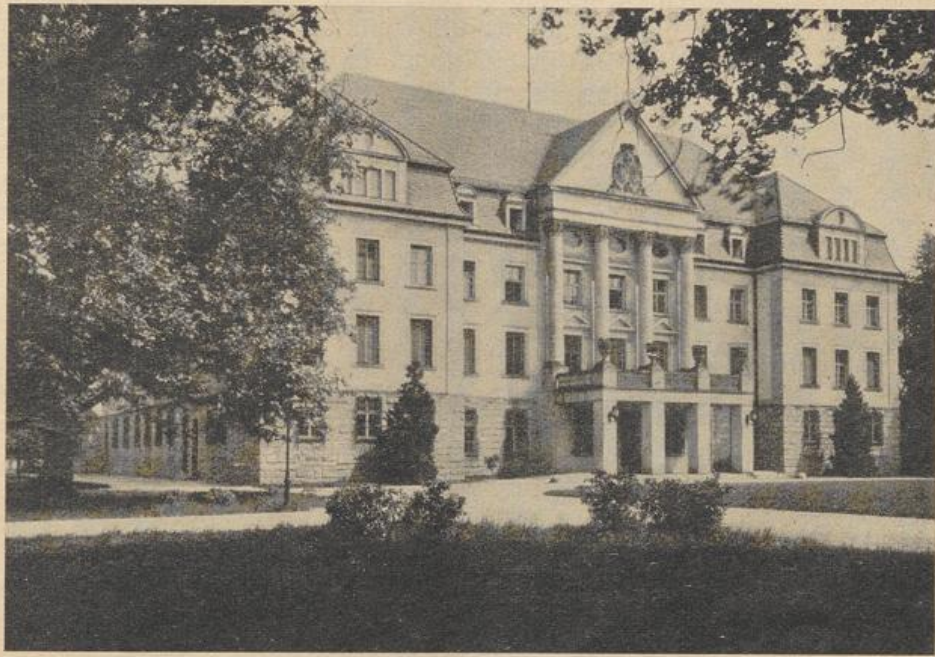
„Das Kreuz meine Politik!“ Der beste der Hirten auf Petri Stuhl am Beginn unseres Jahrhunderts lenkte seine Herde nach diesem Grundsatz und schritt selbst mit dem Stabe vom Lebensbaume auf Golgatha den Seinen voran. So erneuerte er alles in Christus, was sich umwandeln ließ und bereitete Millionen den Weg zum einzigen Friedensreiche für alle unter dem Szepter Christi.

„Das Christ-Königreich mein alles!“ So lautet das Weltprogramm der Gegenwart und Zukunft. Die Tagesparole für jeden, der im vollen Wortfinn „auf der Höhe der Zeit lebt“. Darin ist die Politik und Weisheit des Kreuzes und des Vater unsers vollkommen enthalten. Beide Leitsterne vereinen sich zu einem dritten, dem Papste, der Kirche und Menschheit voranleuchtend. Diesem Drei-Königs-Stern wollen wir folgen bis nach dem Jerusalem des Friedens und dem Bethlehem der Geburt einer neuen, besseren Zeit.

Zu uns komme dein Reich, o wahrer Friedensfürst aller Völker! Du allein bist der unfehlbare Führer aller Nationen, der unerböschbare Fixstern am Firmamente der Ewigkeit! Menschliche Führer mögen geniale Politiker sein, edle Ansichten haben, große Ziele verfolgen und erreichen. Doch sie alle sind nur Wandelsterne und gleichen oft einem verschwindenden Kometen. Wie viele schon gingen in der Nacht der Vergangenheit unter . . . Wir aber folgen dem großen Tagesgestirn am Himmel des Gottesreiches, dem unveränderlichen Licht der Welt: Jesus Christus, gestern, heute und in Ewigkeit! Christi Reich ist ein ewiges Reich! Es steht über allem in der Welt! Über allem in der Zeit! Es altert niemals und seine Macht und Herrlichkeit zerfällt in Ewigkeit nicht! — Wie leicht aber vergessen wir Eintagsmenschen diese uralte Wahrheit. — Darum hier jeden Monat ein kleines „Reich-Christi-Bergißmeinnicht“.

Die deutschen Missionen in schwerem Daseinskampf

Bei den großen heimatlichen Missionsorganisationen laufen alarmierende Nachrichten über die schwere wirtschaftliche Lage der deutschen Missionen ein. In einem Brief aus dem Innern Chinas klagt der Apost. Vikar von Tjingchow, Bischof Walleeser, über den dauernden Rückgang der Beihilfen aus der Heimat und die Erschöpfung der Reserven: „Wir sind hier im Innern Chinas ganz auf die Unterstützung von auswärts und besonders auf die Hilfe von Deutschland angewiesen. Bleibt diese aus, so müssen wir entweder verhungern oder mit dem letzten Rest unserer Barschaft die Reise in die Heimat antreten.“ Aus der benachbarten Stehler Kansu-Mission kommt ein Notruf Bischof Buddenbrocks: „Unsere Stellung erleidet durch die gegenwärtige furchtbare finanzielle Lage eine arge Erschütterung, die bei längerem Anhalten zur Katastrophe führen muß.“ Der Bischof führt Stellen aus Briefen seiner Missionare an. Einer bittet um etwas Geld, damit er sich „auch wieder ein Stücklein Fleisch leisten kann“. Ein anderer möchte „sich doch gern wieder einmal satt essen“. Ein Missionar aus den Bergen klagt seine Not: „Ich friere schon tüchtig, denn ich kann mir keine Kohlen kaufen“. Die Missionsarbeit ist durch die Geldnot in Kansu zum Stillstand gekommen. „Ob es nun soweit kommen wird, daß wir schließlich die Mission aufgeben müssen, ist noch nicht vorauszusehen. Es wäre für uns das größte Opfer. Freilich würde wohl eine andere Nation dann die verwaiste Mission übernehmen.“ Bischof Henninghaus von Yenchowfu erklärt in einem Schreiben: „Wie die Lage der Mission sich gestalten mag, wenn sich die Verhältnisse nicht zum Besseren wenden, ist noch nicht vorauszusehen. Jedenfalls ist die Existenzmöglichkeit sehr gefährdet.“ Übereinstimmend berichten die Missionsbischöfe, daß die früheren Geld- und Wertgeschenke aus der Heimat immer seltener werden. Die Schwierigkeiten des Devisentransfers tragen zur Erschwerung der Lage bei. Die deutsche Salvatorianer-Mission in Tschow ist in Schulden geraten, ähnlich das von dem deutschen Oblatenbischof geleitete Vikariat Kimberley in Südafrika. „Mit banger Sorge“, so schreibt Bischof Mehsing, „sehe ich in die Zukunft. Vermittel sind nicht mehr vorhanden. Die Geldquellen im eigenen Lande sind zum Teil versiegt oder fließen nur spärlich. Wir stehen vor einer schicksalsschweren Krise, die für uns ein Aufgeben unserer mit viel Mühe und Opferbegeisterung aufgebauten Werke bedeuten könnte. Sollte das der Fall sein, dann müßten mit uns all die deutschen Katholiken trauern um den Verfall des Guten, was mit ihrer Hilfe zum Besten der deutschen Kultur im Auslande geschaffen worden ist. Verlassen wir die Mission, so geht sie an nichtdeutsche Kräfte über.“ Der Provikar von Eschow (Südafrika) schreibt: „Unsere Lage ist, mit menschlichen Augen gesehen, geradezu trostlos. Die immer weiter zurückgehenden Einnahmen und die beständig steigenden Ausgaben tragen dazu bei. . . Die Zuwendungen aus unserer deutschen Heimat stehen im letzten Jahr um etwa 30 Prozent hinter denen des Vorjahres zurück.“ Der Apost. Präfekt von Umtata, (Mariannhill), Msgr. Hanisch, schreibt: „Wohl nur wenige in der Heimat ahnen unsere Not. Nächst der Hilfe Gottes ist es wohl nur der zähen Energie unserer deutschen Missionare zu verdanken, daß wir überhaupt noch existieren. Auf die Länge der Zeit werden wir unsere Stellung



Missionsseminar St. Bonifaz, Schurgast, Schlesien



Schüler des Missionsseminars St. Bonifaz, Schlesien

faum behaupten können . . . Wir sind bereit, auf unserem Posten auszuhalten, solange es nur geht und wir noch eine Hoffnung haben, daß es auch wieder besser wird. Sollten wir aber genötigt werden, nach Deutschland zurückzukehren, so würde das sicher nicht nur zum Nachteil unserer hl. Religion sein, sondern auch zum Nachteil unseres Vaterlandes.“ — Die deutsche Mission Rabaul in der Südsee berichtet, die von außen kommenden Zuwendungen seien seit 3 Jahren derartig zurückgegangen, daß sie für den Unterhalt der Missionen überhaupt keine praktische Bedeutung mehr besitzen. Von jeher hat freilich diese Mission sich die materielle Grundlage durch Anlage von Pflanzungen und eines



Studenten bei einem Ausflug. Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

Sägewerkes sich zu sichern gewußt. Aber die Einnahmen aus den Kofosplantagen sanken seit 1929 um 75 Prozent, die aus dem Sägewerk um 33 Prozent. „Sollte“, so schreibt Bischof Besters, „die Mission sich zum Abbau gezwungen sehen, dann müßte das große, von jedermann bewunderte Werk dem Abbröckeln und dem allmählichen Zusammenbruch verfallen.“ Nach einem Bericht aus der Stehler Philippinen-Mission, steht die Missionsarbeit auf den Philippinen infolge mangelnder Zuwendungen aus der deutschen Heimat vor dem Ruin, nachdem das in 25 Jahren aufgebaute Werk in den letzten Jahren schon dauernd zerstückelt wurde. — Vor 2 Jahren übernahmen die deutschen Weißen Väter die Mission in Tukuju in Ostafrika in der sicheren Hoffnung, daß Deutschland diese erste nur von deutschen Kräften verwaltete Mission des Ordens nicht im Stiche lassen würde. Die Hoffnung trog insofern nicht, als das Gründungskapital auffam. Aber nun fließen die Mittel

immer spärlicher. „Es wäre tieftraurig“, so schreibt der Missionsobere P. Donders, „wenn wir genötigt wären, nach Deutschland zurückzukehren- und das Ansehen Deutschland müßte dabei einen verhängnisvollen Stoß erleiden.“

Wir dürfen nicht vergessen, welche Dienste gerade die oben angeführten und bedrohten Missionen dem Deutschtum im Ausland leisten, welchen schweren Schaden für unsere deutsche kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung gerade das Aufgeben dieser Missionen bedeute. Das Auswärtige Amt hat schon Ende 1933 in einem Schreiben an eine große evangelische Missionsgesellschaft (Berliner Mission) betont: „Die Aufrechterhaltung der Missionsgesellschaften liegt im eminenten kulturellen Interesse Deutschlands. Besonders in unseren ehemaligen Kolonien ist die Berliner Mission ein stärkster Aktivposten des Deutschtums.“ Wir werden und müssen zeigen, daß die katholischen Missionen eine ähnliche Bedeutung haben.

Mariannhiller Missionspioniere

Die Gebrüder Nigg

Zu diesen gehörten drei Mariannhiller Brüder, sämtlich Maurer, bekannt durch ihren Fleiß, ihre Frömmigkeit und wahren Ordensgeist; dann Sr. Polycarpa, Schwester vom kostbaren Blut, die im September 1908 starb; endlich Br. Theodor SJ., der am 10. August 1891 in Keilands im Rufe der Heiligkeit starb und dessen sterbliche Hülle im dortigen Friedhof mit P. Frazer SJ. und Br. Simon Wechselberger RMM. ruht. Die Mariannhiller Nigg waren Br. German, gestorben am 12. Januar 1890, Br. Gregor, gestorben am 26. November 1886 und Br. Cornelius, gestorben zu Mariatal am 11. Juni 1914. Sie stammten aus Friesen bei Vaduz im Fürstentum Liechtenstein.

Über Br. German wurde mir von Br. Simon, der mit ihm zusammen arbeitete, folgendes erzählt:

Eines Tages, als sie mit dem Bauen einer Missionskirche beschäftigt waren, lehnte Br. German in sitzender Stellung an der Leiter. Br. Nivard kam herbei und wunderte sich, den Bruder bei der Arbeit sitzend anzutreffen, da er das noch niemals an ihm gesehen hatte. Er fragte den Bruder, ob er etwa krank sei. Br. German antwortete lächelnd: „Da ist ein großer Stein herabgefallen und hat mir den einen Fuß abgeschlagen.“ Man brachte ihn ins Krankenhaus, und es zeigte sich, daß der Fuß amputiert werden mußte. Als die Wunde nicht heilen wollte, erklärte der Arzt, es sei erforderlich, daß Menschenhaut übertragen werde. Ehrw. Vater Franz Pfanner zeigte auf Br. Nivard und sagte: „Da ist der rechte, von dem können sie schon was herausschneiden.“ Br. Nivard erklärte sich lachend bereit dazu, und so mußte er sich neben den Bruder auf ein Bett legen. Der Arzt schnitt ihm dann vom Oberarm und den Schultern stückweise Hautteile heraus, die er mit der Pinzette zunächst etwas hochzog, um sie dann mit einer Scheere in der Größe von einem Sixpence-Stück abzuschneiden und auf das wundete Glied zu übertragen. Br. Nivard hielt sich tapfer, obwohl er, wie er uns persönlich sagte, kräftig die Zähne übereinanderbeißen mußte. Nachher mußten die beiden Brüder im Krankenzimmer für einige Zeit neben-

einander bleiben. Es war eine „lustige“ Zeit, und der gute Humor ging ihnen nicht aus. Einmal meinte Br. German, wie es wohl sein würde, wenn er bei der Auferstehung des Fleisches mit einer falschen Haut erscheine und Br. Nivard seine eigene über dem Fußstummel von Br. German finde.

Br. German starb bald darauf, und Br. Nivard war einer der Träger der Bahre. Zufällig war er an der Seite des Sarges, wo der Fuß amputiert war. Da sagte Br. Nivard später: „Nun, wenn Br. German noch hätte reden können, so hätte er sicher gesagt: Setzt schaut mir einmal diesen schlauen Bruder an! Da trägt er gar meinen Leichnam da, wo ich keinen Fuß mehr habe, um es bequemer zu haben. — Das war die gute alte Zeit unter den Trappisten.“

Und jetzt noch etwas Schönes von Br. Theodor SJ., auch ein Nigg. Die Einzelheiten davon wurden mir von Bischof Hugh MacSherry, von den Dominikanerinnen und von Mutter Bifarin, Sr. Natalia, der Schwestern vom kostbaren Blut, mitgeteilt. Sie beruhen auf Tatsachen.

Lange bevor Br. Theodor Nigg nach Keilands kam, hatte er eine Vision. Er sah die Mutter Gottes auf einem Hügel, wo sie ihm einen Platz zeigte, an dem er ihr zu Ehren eine Kapelle bauen sollte. Bruder Theodor wurde dann mit einem Ochsenfuhrwerk von Grahamstown nach Mafisonaland geschickt; das war damals eine überaus beschwerliche und zudem gefährliche Reise, die mehrere Monat in Anspruch nahm. Er hielt unterwegs überall fleißig Ausschau nach dem erwähnten Hügel, doch ohne Erfolg. Dann brachte ihn P. Frazer 1889 mit nach Keilands. Und siehe da, da war ganz deutlich der Hügel hinter dem Priesterhaus, den der Bruder in seiner Vision gesehen hatte. Er erhielt die Erlaubnis, am bezeichneten Platze eine Kapelle zu bauen. Leider war es ihm jedoch nicht vergönnt, diesen Bau zu vollenden; denn als noch kaum die nackten Mauern standen, wurde er vom Tode überrascht. P. Hornig SJ., damals Rektor von Keilands, vollendete später, den letzten Willen des sterbenden Bruders ehrend, den Bau und stellte ein schönes Bild U. Eb. Frau vom guten Räte zur Verehrung auf. Diese Kapelle hat etwas ungemein Anheimelndes; auch befindet sich ein kleiner Altar darin, auf dem gelegentlich sowohl von den Jesuiten, als auch von uns, die hl. Messe gelesen wurde.

In der Chronik von Keilands, die ich im Jahre 1908 angefangen und Ende 1927 beendet habe, finde ich von meinem Nachfolger in der Weiterführung derselben folgenden Bericht über „die Geschichte des Marienheiligums“ eingetragen, dem ich nicht ganz beistimme:

„Br. Nigg, Jesuitenbruder, hatte einst eine Erscheinung. Ob im Traum, ob wach, weiß ich nicht. Er hörte das Rauschen gewaltiger Wasser, und die Himmelsmutter zeigte ihm auf einem Hügel einen Platz, wo er ihr ein Kapellchen bauen sollte . . . Als er hier ankam, rief er aus: Hier ist der Ort, den ich geschaut habe; hier muß ich der Gottesmutter ein Kapellchen bauen. Aber das Rauschen des Wassers höre ich nicht. Doch, sagte P. Horning zu ihm: Warte nur ab! — Und als der Regen kam und der Kei anschwellt, da umtobte auch das Rauschen des Wassers den heiligen Berg. Br. Nigg teilte alles seinen Obern mit und begann sein frommes Werk. Doch bald rief ihn der Tod von dannen, und ein anderer vollendete sein Werk. Das Kapellchen weihte man der Mutter vom guten Räte, und eine kleine Statue schmückte den Altar.“

Manchesmal wurde in diesem Heiligtum Messe gefeiert. Doch scheinbar ging die Liebe des Gründers zu diesem Werke mit ihm ins Grab. — Als die Söhne Ballottis das Erbe übernahmen, da waren die Pforten des Kirchleins geschlossen, die Fensterhöhlen kahl — kein Beter wollte mehr nach dort, — nur an Fronleichnam sah es eine Schar von Betern dort. Als Br. Suntermann 1931 nach Keilands kam, hörte er die Sage von diesen Plätzchen, und die Liebe zur Gottesmutter, die er aus der Heimat als Sohn Ballotti's mitgebracht hatte, erweckte in ihm den Plan, das Werk zu verschönern und zu vollenden. Schon damals errichtete er vor dem Heiligtum einige Säulen. Erst jetzt, 1932, erlaubte ihm Msgr. Vogel längere Zeit hier zu bleiben und das Tor zu vergrößern und der Mutter ein schönes Heiligtum zu errichten. Mit ihm arbeitet Br. Diez in emsigem Fleiße in Liebe zur Mutter. Möge Maria nun bald ihren



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bahr. Schwaben

Thron hier aufschlagen und unsere Farmmutter werden. Das ist unser aller Wunsch. Und unsere Marienkinder sollen die Hüter und Wächter sein. In den Grundstein des Altares legten wir eine Urkunde hinein, welche die Renovierung der Kapelle enthält, sowie die Geschichte des Heiligtums. Außerdem legten wir einen penny hinein und einige Medaillen.“

Dazu habe ich folgendes zu bemerken: der Ausdruck, daß „scheinbar die Liebe des Gründers zu diesem Werke mit ihm ins Grab ging“, kann ich nicht anerkennen, weil unrichtig und bedeutet für uns alte Keiländer einen Vorwurf. Wir haben nämlich für diese Kapelle sehr viel getan. Immerhin fragten wir uns oft, warum wohl die Mutter Gottes dort speziell eine Kapelle gewünscht haben sollte, um so mehr, da das Keilandsvolk im allgemeinen überaus indifferent war und es heute noch genau so ist betreffs der Betätigung ihres Glaubens.*)

Im Jahre 1917 machte Br. Simon eine schöne Straße rund um den

*) Anmerkung der Redaktion: Uns erscheint dies nicht befremdend in Anbetracht der Entstehung großer Marienheiligtümer.

Hügel herum, und von hinten herein eine breite, die zur Kapelle führte. Es war dies von jeher unser Prozessionsweg, und oft sind wir ihn gegangen, um um Regen zu beten. Ich renovierte persönlich das Innere der Kapelle zu wiederholten Malen. Nur wollten wir am Bau selbst aus Pietätsgründen gegen Br. Nigg nichts Wesentliches ändern. Unsere Schwestern, Dominikanerinnen sowohl, als die vom kostbaren Blut pilgerten oft dahin. Besonders nachdem am Rosenkranzfest 1919 unter unsäglichen Bemühungen und Enttäuschungen von mir der Jungfrauenbund eingeführt war, gingen die Mitglieder desselben regelmäßig jeden

Sonntag nachmittag unter Gesängen und Gebeten dorthin wallfahren und hielten dort ihre Versammlungen ab. Wie oft bin ich selbst dabei gewesen. Auch andere Christen von Keilands schlossen sich ihnen an. Auch schmückten sie die Bilder mit Blumen und Kränzen; denn es befanden sich außer dem oben erwähnten Muttergottesbild auch noch verschiedene andere darin.



Eingeb. Priesterkandidat
Mariannhiller Mission

Sa, zu gewissen Zeiten war sie verschlossen und ohne unsere Erlaubnis und Kontrolle nicht jedem zugänglich, einfach aus dem Grunde, da wir dort unseren Dynamit (!) verwahrten, den wir nicht in der unmittelbaren Nähe der Stationsgebäulichkeiten unterbringen durften.

So verhielten sich die Sachen, als ich am 15. November 1927 Keilands verlassen habe. Ich habe das Erbe des Br. Theodor Nigg meinen Nachfolgern tadellos hinterlassen.

Die Keilands-Mission wurde bekanntlich von den Mariannhiller Missionaren an die Ballottiner abgetreten. X

Gerade weil wir in der Heimat Leute und Mittel nötig haben, ist es nach meiner Überzeugung unsere Pflicht, Leute und Mittel in den Dienst der Heidenmission zu stellen. Genau in dem Maße, wie wir freiwillig geben, was wir umsonst erhalten haben, werden sich auch unsere Werke in der Heimat entwickeln und unsere Priester an Zahl und Eifer zunehmen. Das ist Merkmal und Gradmesser des katholischen Lebens in der Heimat.

Kardinal Manning

Wie freue ich mich, wenn opferbereite Scharen mutiger Glaubensboten ihre Befahrungsfahrten zu den Ungläubigen antreten, gefolgt von ganzen Reihen deiner zarten und unerschrockenen Bräute! Wie jubelt mein Herz, wenn diese Glaubensboten melden können, daß sie deiner Kirche und deinem Herzen neue Kinder zugeführt haben!

Erzbischof Pasquale Morganti

Die Mission für Alle

V

Das fünfte Werk der Barmherzigkeit im Dienste der Weltmission ist
Almosen

Beten, Fasten und Almofengeben nennt die hl. Schrift und der Katechismus gewöhnlich als vorzüglichste der allgemeinen guten Werke, womit wir unsere Sündenschulden bezahlen und den Himmel erringen können. Viele Tausende sind darin ewig gerettet, weil sie die Caritas gegen den Nächsten übten, welche Christus, der König und Richter, als ihm selbst erwiesen annimmt!

Was immer in heiliger Absicht den Missionen gespendet wird, trägt überdies den Charakter eines Tugendwerkes im direkten Dienste der Religion, eines Liebesopfers für den hl. Glauben, die Kirche und Christi Erlösungswerk. Es ist positive Teilnahme an der Rettungstat des Heilandes der Welt! In diesem Lichte sind irgendwelche Missionsalmoſen in Geld oder Gegenständen vor Gott doppelt verdienstlich und werden dem Spender hundertfach vergolten. Damit erweist er seiner eignen Seele den einträglichsten Dienst für Zeit und Ewigkeit.

In gegenwärtiger Notlage verlangt und erwartet niemand unmögliche Liebesgaben. Die Missionen tragen mit der ganzen Welt das Kreuz der Armut gern und warten geduldig auf bessere Zeiten . . . Andererseits ist die Not nicht immer so groß als sie geschildert wird. Wenn offizielle Statistiken z. B. den Jahresverbrauch an Alkohol, Tabak, Spor- und Genußmitteln auf viele Milliarden feststellt, so entfallen auf die ganze Weltmission nur — „Brosamen vom Tische“. Die „Schönere Zukunft“ teilte u. a. vor einiger Zeit mit, daß allein der Import eines Landes an — Lippenstiften der Damenwelt 9 Millionen Mark kostete!! — Umso kostbarer bleibt der Heller der Witwe in den Opferstock . . .

6. Förderung der Missionsberufe

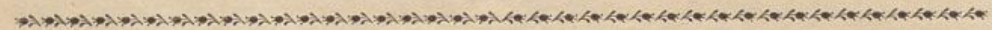
Das geht insbesondere die Eltern, Hausgenossen und Verwandten an. Wenn ihre Kinder oder Geschwister Liebe und Fähigkeiten zum Missionsberufe zeigen, möge doch niemand sie daran hindern. Vielmehr helfe man ihnen in jeder Weise, daß sie das erhabene Ziel erreichen . . . Bischöfe, Seelsorger, Lehrer und Erzieher können sehr viel dazu beitragen, daß mehr Missionare, Missionsbrüder und Schwestern in die Heidenländer ziehen. Wer immer wesentlichen Anteil daran nimmt, hat auch teil an allen Früchten und Erfolgen, die daraus hervorgehen! Die Missionsfortschritte, die Bekehrungen der Heiden und die Ausbreitung des Gottesreiches sind auch für jeden Förderer ein unvergänglicher, reicher Schatz.

7. Unterstützung der Missionspresse

Dieser letzte kann unter Umständen der wichtigste und folgenreichste Dienst an der heiligen Sache sein. Die Missionszeitschriften vollbringen nämlich eine doppelte und dreifache Mission. Sie wecken das Interesse am Werke der Glaubensverbreitung und fördern wesentlich alle oben genannten 6 Dienste in der ganzen Christenheit. Sie zeigen in Wort und Bild das Wachstum des Gottesreiches, den Triumph der Kirche und den

Eifer der neubefehrten Völker. Das alles wirkt zurück auf die vielen Tausend, ja Millionen Leser daheim. Es stärkt den Glauben, entfacht die Liebe, den Mut, das ganze Religionsleben . . . Der Inhalt der Missionspresse ist an sich schon meistens ebenso interessant als lehrreich und nützlich, somit ein kostbares Schutzmittel gegen die profane, schädliche und schlechte Presse. Diese immer frischen Nachrichten, Tatsachen, Anregungen und Beispiele aus den Missionsländern üben namentlich auf die jüngere Lesewelt allseitig heilsamen Einfluß aus. —

Damit erfüllt also die Presse ihre drei Sendungen für die Zeit und Ewigkeit, für die Nähe und Ferne, die Weißen, Farbigen und Schwarzen. Wer immer durch Abonnement, Empfehlung, Verbreitung, Finanzierung, Mitarbeit oder irgendwie die Missionspresse dauernd unterstützt, ist dreifach Missionar. Ueberdies wächst die Bedeutung und Macht der Presse beständig. Man vergesse nicht, was die — Gegenmission in der ganzen Welt alles unternimmt und zustandebringt! Außer der protestantischen und sektiererischen Missionsliteratur, den Werbeschriften der Loge, des Judentums und des Islam gibt es jetzt eine direkte Gottlosenpropaganda in fast allen Ländern der Erde. Diese Gesandtschaft der Hölle entwickelt einen ganz anderen Refordießer im Pressedienst als wir alle zumal. Statistische Gegenüberstellung der Leistungen auf diesem Gebiete sollte jedermann die Augen öffnen und die säumigen Aktionäre des Himmels — beschämen. Auf! zum einmütigen Pressedienst des Gottesreiches in allen Weltteilen! —



Arjan Ein Versehgang mit Hindernissen

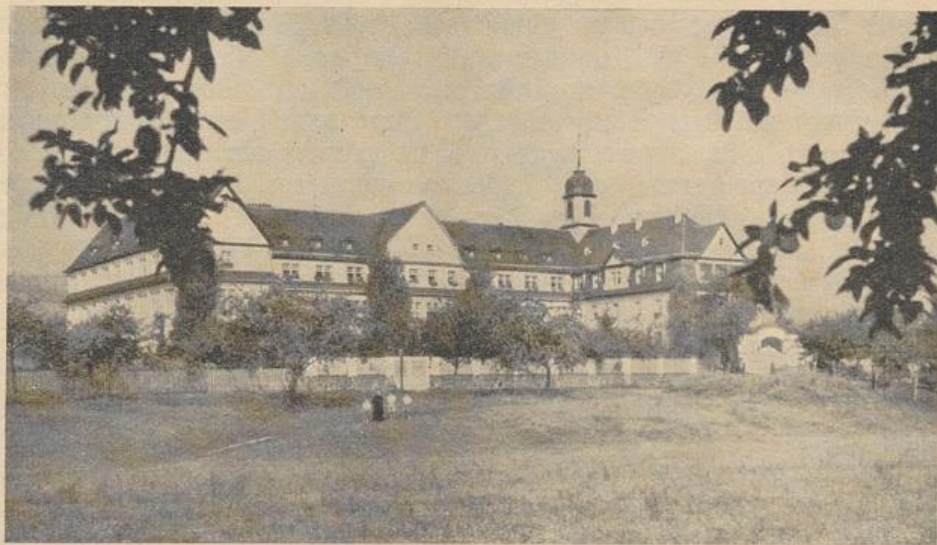
Von P. Solanus Peteret RMM.

Starker Morgentau, der Teufelsdorn oder das Böcklein

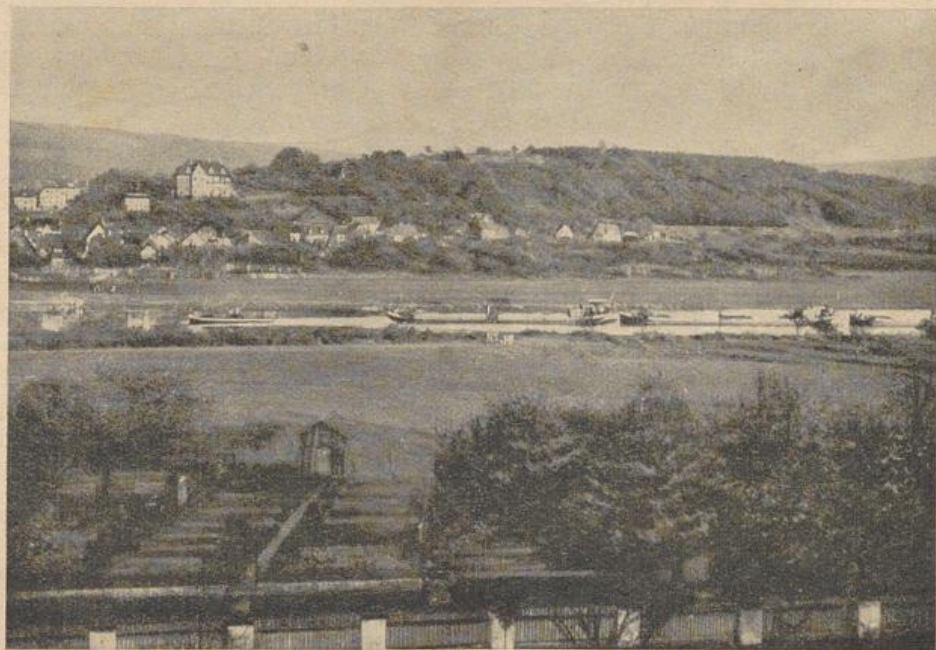
Mai ist und die Ernte hat hier in Südafrika begonnen. Die reifen Maisfelder wimmeln von Schwarzen, die unter Aufsicht der Farmer die Maiskolben von den Stengeln abdrehen und in den nachgeschleppten Sack werfen.

Heuer, wo es zwar spät, aber viel geregnet hat, sind die Kolben riesenhaft groß geworden, eine halbe Armeslänge lang und voll von dicken, mehligten Körnern. An so einem ausgewachsenen Maiskolben zählte ich unlängst 420 Körner und jener Maisstengel trug drei Kolben. Die Wohnungen der Schwarzen, Kraale genannt, liegen nicht an der Straße, sondern mitten im Gras oder mitten im Maisfeld und nur Fußwege führen dahin.

Dieses Jahr ist das Gras sehr hoch gewachsen. Das lange dichte Gras legt sich über den Fußweg, sodaß derselbe unsichtbar wird. Die Nächte im Herbst und im Winter sind hier sternhell und ein gewaltiger Tau macht das Gras völlig naß. Nun muß man durch dieses nasse Gras gehen und wird bis zur Brust patschnaß, außer man zieht einen Regenmantel an, aber dazu ist es hier wieder zu heiß. In Schuhen und Strümpfen in diesem Gras zu gehen, hat keinen Zweck, denn schon nach einer Minute des Gehens wären Schuhe und Strümpfe voll Wasser. Ich für meinen Teil ziehe Schuhe und Strümpfe aus und hänge sie an meinem Gehstock über die Schulter. Vorne an der Brust ist dann der göttliche Heiland,



Missionsseminar Mohnianum, Lohr a. Main. Ansicht von der Mainseite



Mohnianum, Lohr a. Main. Blick vom Studieraal auf den Main
Im Hintergrund das Sanatorium der Franziskanerinnen v. Dillingen

hinten am Rücken baumeln Schuhe und Strümpfe. Und so wird weitermarschiert, bis daß man ins Maisfeld kommt, wo der Teufelsdorn dem Missionar den Weg sauer macht.

Dieser Teufelsdorn, den die Engländer Devils Thorn und die Schwarzen inkunzana d. h. Böcklein nennen, ist ein am Boden rankendes Unkraut, besetzt mit unzählbaren Dornen. Jeder Dorn bildet einen erbsengroßen Stern mit drei Stacheln besetzt. Mag man diesen Stern drehen, wie man auch will, immer steht ein Stachel nach oben und verwundet einen, wenn man darauf tritt. Felder mit schwerem, fruchtbarem Boden sind von diesem Unkraut, das über einen Fuß tiefe Wurzeln schlägt, ganz bedeckt. Nun muß der Missionar über diese Felder schreiten und bald hat er einen Dorn im Fuß stecken. Nun heißt es stehen bleiben, wie der langbeinige Storch einen Fuß heben und den Stachel herausziehen. Das geht ziemlich leicht, da der Stachel nicht abbricht, sondern mit dem ganzen Stern im Fleische stecken bleibt. Kaum hat man dann ein paar Schritte getan, da ist schon wieder ein Dorn im Fuße. Also wieder stehen bleiben auf einem Fuße und balancieren, damit man nicht umkippt, den Dorn herausziehen und das alles hübsch ruhig, denn fluchen, schimpfen und böse werden darf man nicht, man hat ja die hl. Hostie auf der Brust. Das ist mal so ein Gang, barfuß und im Regen durch diese teufelsdornenvollen Maisfelder. Gern hätte ich meinen Herrn Kaplan gesehen, was der für ein Gesicht geschnitten hätte auf so einem Versehgang; leider ist der gute Herr schon längst von hier weg und in Matatiele, wohin er zur Vertretung eines erkrankten Missionars berufen wurde. —

Auch dieses Mal mußte ich über den Fluß gehen, wo die Springsteine gelegt worden waren. Da das Wasser über die Steine floß, war von einem Springen keine Rede. Ich mußte durch das Wasser waten, das eiskalt war, da es vergangene Woche auf den hohen Bergen geschneit hatte. Das Wasser ging bis über die Knie. Solches kaltes Wasser erzeugt bei alten Leuten leicht Krämpfe. Ich kam ohne Krämpfe durch, was ich der Abhärtung in der Jugend zu verdanken habe, wo ich oft mutwillig über Eischollen sprang, ins Schneewasser fiel und mit nassen Stiefeln und nassen Hosen heimkam. Die guten Eltern haben mich dann jedesmal verprügelt. Das hat zwar wehe getan, hat mich aber nicht umgebracht. Dieses Eischollenspringen hat mich abgehärtet und heute noch, mit 73 Jahren auf dem Buckel, zehre ich davon und bekomme keine Krämpfe. Schlimmer als dieses eiskalte Winterwasser war die Masse runder, kopfgroßer Steine, die im Flußbett lagen. Diese waren so glatt wie ein Alal. Man konnte nicht sicher darauf stehen und mußte dieselben mit dem Fuße wegschieben, um einen klaren und sicheren Boden unter dem Fuß zu bekommen, sonst war die Gefahr da, daß man ausgleitet und fällt mit samt dem Allerheiligsten.

Was muß sich doch der göttliche Heiland hier in der Mission nicht alles gefallen lassen; — und doch tut er es gern, weil er die Seelen liebt. Ihm sei Dank und Lob und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! —

„Diejenigen, welche durch die Gnade des barmherzigen Gottes des wahren Glaubens teilhaftig geworden sind und die unzähligen Wohltaten genießen, die daraus fließen, die mögen wohl beachten, welche heilige Pflicht sie haben.
Benedikt XV.

Der „schwarze“ Samstag

Die Sache fing ganz harmlos an. Ich hatte nur zur Post zu fahren, so etwa 40 Kilometer von hier.

Als ich und Lorry morgens früh starten wollten, versagt der Starter. Das kann passieren. Dann ist die Batterie leer oder der Starter bekommt keinen Kontakt. Die Hupe sagte mir, daß die Batterie leer war. Und die wird sich ja unter der Fahrt schon wieder einigermaßen füllen. So drehte ich mir mit der Kurbel meinen Wagen an und fuhr in Gottes Namen los.

Vor mir war schon ein Pater mit dem Motorrad losgefahren, den ich kaum eine Meile vom Haus auf meiner Straße antraf mit stillstehendem Motor.

Zusammen probierten wir ihn und suchten ihn in Bewegung zu setzen. Das Luder lief 3 bis 4 Takte und stand immer wieder still. Hier war also die Bezinzufuhr nicht in Ordnung. Aber mach' das mal auf der Straße, bezw. im Busch, wo das Werkzeug nicht alles zur Hand ist. Und ich hatte es auch eilig. Es war Samstag. Und Samstags schließen im ganzen Land Punkt ein Uhr sämtliche Behörden, also auch meine Post und alle Geschäftsleute ihre Shops, ihre Geschäfte.

Bis einhalb 11 Uhr hatten wir probiert, dann hatten wir nicht länger Zeit. Der Pater mußte seine Tour aufgeben und ich verließ mit ihm und unseren schwarzen Begleitern das Vehikel auf meine Lorry, um noch in P., der Poststation zum Reparateur zu kommen. Ich konnte dann ja in einem auch nach meiner Batterie schauen lassen.

Gilmarsch nach P. Unterwegs kamen nur noch drei Negerfrauen mit einem Kind und baten, mitgenommen zu werden, da sie denselben Weg hatten. Wofür ist man etwas Missionar? Das wurde natürlich getan. Auch kamen auf dem weiteren Weg noch zwei weiße Jungen hinzu mit ihren Fahrrädern. Dagegen ist alles nichts zu sagen, der Brauch wird immer geübt. Aber ich hatte in P. an der Bahn ohnehin noch 30 Ztr. zu laden und jetzt hatte ich schon 10 Mann Besatzung und 2 Fahrräder, die Wert darauf legten, auch wieder abends mitgenommen zu werden. Ich merkte schon, daß mir was bevorstand.

Denn: Am Bahnhof kamen abends mit dem Tageszug (es kommen nur 3 Züge an in der Woche) noch 2 Schwestern von unserer Station vom Hospital, so etwa 100 Meilen weit und die mußte ich auch noch mitnehmen. Und wenn 2 Schwestern mal in der Stadt sind, kann man totsicher darauf rechnen, daß sie eine Menge Einkäufe gemacht haben und richtig, sie kamen vom Zug so mit einigen Sackern, Koffer, Säcke und Pakete. Alles ganz klar und nichts dagegen zu sagen.

In P. waren wir so etwa einhalb 1 Uhr, da unsere Zeit mit der Postzeit um eine halbe Stunde differiert.

Der Reparateur behob den Fehler am Motorrad und dieses ging ab. Damit es sicher war, daß alles richtig gemacht wurde, blieb ich bei dem Motorrad und mein Pater ging unterdessen mit meiner Lorry, (er hat auch Führerschein) und erledigte einige Sachen, die er gerade erledigen konnte, damit er nächstens nicht extra zur Poststation brauchte. Dann ging er mit seinem inzwischen reparierten Benzinesel ab.

Kann man nun an alles Denken?

Ich hatte mit meiner Batterie ja auch Trubel und ließ sie prüfen. Erfolg: Verschliffen. Neue nicht vorrätig. Ich konnte sie aber nächstes Mal haben. Na, das ist man in diesem Lande schon gewöhnt. Hier braucht alles Zeit. Aber von da an wußte ich, daß ich eine schwierige Nachtfahrt bekam. Denn mit verschliffener Batterie und einem Wagen voll Zeug, wo der Motor ordentlich ziehen muß, wird für die Lichtspeisung wohl wenig übrig bleiben.

Der Shop schließt, da es schon über 1 Uhr ist und überläßt mich meinem Schicksal.



Eingeb. Franziskaner
Mariannahiller Mission
(Südafrika)

Es sind nur ein paar Schritte zur Post, die laufe ich zu Fuß und erwiße noch den Postmeister beim Abschluß und damit meine Post.

An der Bahn ist man so freundlich, mir alles draußen ins Freie zu legen, sodaß ich später alles aufladen kann.

Nun kann ich mir meine Lorry holen und Aufladen. Aber — —, als ich daran gehe, merke ich, daß ich keine Schlüssel habe, die hat mein Pater vergessen mir zurückzugeben und ist damit schon meilenweit weg.

Wenn ich Glück habe, merkt er es und kommt zurück. Man wartet also mal mit afrikanischer Ruhe eine Stunde. Mein Pater kommt aber nicht. Er erzählt mir anderen Tags, er habe die Schlüssel abends beim Zubettgehen gefunden und er hätte mir sicher anderen Tages einen Zungen mit demselben geschickt. Warum ich denn nicht gewartet hätte. So sind die Leute hier. Ich hätte ja in der Lorry schlafen können. Und die Schwestern, frage ich: Na, die hätten eben zu einem Katholiken gehen können. Und die anderen: Die schlagen sich schon eine Nacht um die Ohren. Das Letztere ist wahr. Die

Neger schlafen überall. Die wickeln sich in ihren Sack und sind in zwei Minuten weg, total eingeschlafen.

Ich bin aber noch nicht so ruhig. Ich habe an meiner Lorry herumgebastelt und mir die 2 Drähte gesucht, die den Strom zur Maschine leiten und glücklich alles so beiverkstelligt, daß ich wieder fahren konnte ohne Schlüssel und habe dann alle meine sieben Sachen aufgeladen. Ich habe dann auf die Schwestern gewartet bis abends und habe mein Gedicht, „Es möcht' wieder Weihnacht sein!“ zu Papier gebracht, meinen Rosenkranz gebetet, etwas mitgenommenes gegessen und dann kam nach einiger Zeit der Zug mit den Schwestern.

Um auf das Gedicht zurückzukommen: Ihr seht, es braucht da keine langen Vorbereitungen und Stille. Um mich war Betrieb genug. 10 Mann, die nur warten, erzählen sich was, lachen und machen Unfug. Stören mich noch oft genug mit einer Frage oder einem Wunsch usw. und so entstehen diese Dinge meist. Auch war ich ruhig und zufrieden im schönsten Trubel. Ich freue mich darüber und bewertete das als ein

Zeichen, daß ich innerlich ruhig sein muß und schon viel von der afrikani-
schen Ruhe angenommen habe.

Als nun die Schivestern da waren, ging die Sortiererei los auf meiner
Lorry.

Jeder hatte Gepäck. Meine Ladung wurde verbunden und dann suchte
sich jeder einen Platz und auch Platz für sein Gepäck, wobei ich den
Schiedsrichter machte und auf einmal saß doch alles und nun hätten wir
losfahren können.

Hätten —, denn die Lorry wollte nicht.

Kinder, was haben wir gekurbelt. Mir ist heute der Arm noch lahm.
Ich habe das und jenes und noch was anderes probiert. Auf einmal
hatte ich das Richtige erwischt und mein Dampfer sprang an.

Nun gings in die Nacht hinaus. Licht hatte ich soviel wie von einer
Stallaterne und dann diesen Haufen Leute und noch die sonstige Ladung,
das versprach mir etwas.

Nun sind hier die Wege beileibe keine europäischen Asphaltstraßen.
Der Weg ist gerade so angelegt, wie die Natur ihn gibt, die Bäume ab-
geschnitten, vielleicht der Boden ein wenig planiert. Vielleicht! Aber oft
genug auch das nicht und Felsbrocken liegen genug auf ihm oder stehen
aus dem Boden heraus. Dazu habe ich 3 bis 4 Flüsse zu überqueren, die
jetzt in der Trockenzeit voll metertiefem Sand sind. An den Ufern muß
man schön senkrecht herunterfahren und an der anderen Seite ebenso
wieder herauf und das alles trotzdem mit einer gewissen Geschwindigkeit,
wenn man nicht im Sande stecken bleiben will.

Ich war also losgefahren. Mit dem Licht wie von einer Stallaterne
sah ich gerade soviel, daß ich das Ärgste verhüten konnte: Abrutschen in
in einen Graben, hervorstehende Felsbrocken, abgehauene Baumstümpfe
im Weg und ähnliche Kleinigkeiten.

Bisweilen gabs doch ordentliche Erschütterungen, wenn ich ein kleineres
Loch zu spät bemerkte und so richtig hineinschlidderte, daß hinten alles
einen halben Meter hochflog. Darüber regt sich aber niemand auf, das
passiert immer wieder. Dafür sind der Schwierigkeiten zuviel auf dem
Weg. Und wenn man sie glücklich vermeidet und etwas zu scharf an
den Rand der Straße fährt, dann werden die Passagiere hinten von den
von den Bäumen herabhängenden Zweigen geohrfeigt. Die Passagiere
ziehen also den Sprung durch ein Loch diesem vor.

Nun kam der erste Fluß. Alle männlichen Begleiter mußten herunter
vom Wagen und wurden im Flusse aufgestellt, damit sie die Lorry
schieben konnten, wenn der Sand uns hemmen sollte. Ich fahre dann
mit dem zweiten Gang den Abhang hinunter und durch den Sand; dann
mit einem extra eingebauten ganz kleinen Gang die andere Seite hinauf,
während meine Mannschaft aus Leibeskräften mitschiebt. Drüben nimmt
alles wieder auf dem Wagen Platz und in Gottes Namen geht's weiter.

Kurz danach kommt eine steile Anhöhe. Ich nehme sie mit einem kleinen
Gang. Die Maschine geht so recht und schlecht, als ich merke, daß meine
Drahtverbindung aufgewackelt ist und es nur so funkt um mich. Der Kenner
weiß, was das heißt.

Meine Maschine steht. Ich reiße die Handbremse. Die packt nicht genug.
der Wagen rollt rückwärts ab. Ein schneller Blick lehrt mich, daß er
in einen Graben rutschen wird. Ich trete die Fußbremse, der Wagen hält.
Gott sei Dank!

Aber wie repariert man mit einer Hand an der Handbremse und den Fuß, so fest es geht, auf der Fußbremse, den Verbindungsdrahtfehler? Ich rufe nach hinten und veranlasse, daß Steine unter die hinteren Reifen gelegt werden. Dann repariere ich den Draht, kurble an und fahre ohne Licht die Anhöhe hinauf, weil die Maschine nicht soviel erzeugt, um außer Fahrenergie auch noch Licht zu haben. Auf der Anhöhe kam wieder etwas Licht und so fuhren wir unter den üblichen Schwierigkeiten in der Nacht dahin.

Nach und nach hatte ich herausbekommen, wie die Geschwindigkeit zu bemessen war, daß ich einigermaßen Licht hatte. Aber immer wieder mußte ich neu probieren; denn vor Schwierigkeiten im Weg schaltet man ja um und dann verließ mich gewöhnlich das Licht, weil ja die Maschine weniger Touren machte. Doch gerade da, wo Schwierigkeiten zu umschiffen waren, hätte ich gutes Licht notwendig brauchen können. Bei glatter Fahrt, wie man das hier nennt: Metertiefer Sand gibt glatte Fahrt, reichte es gerade aus; aber an schwierigen Stellen verschwand es fast ganz.

Irgendwo im Busche mußte ich abbiegen, um den Weg nach Hause zu nehmen. Mein Zeichen sind zwei abgehauene dürre Bäume, die knapp am Wege liegen. Mein Licht ließ sich wieder nicht sehen und die Baumstämme wollten auch nicht kommen und sie mußten doch fällig sein nach meiner Meinung.

Zu meinem Begleiter, einem Pater unserer Station, sagte ich, er solle mit aufpassen. Der Pater war aber nur selten diesen Weg gegangen und war auch heute eigentlich nur mitgefahren, um einmal auszuspannen. Er nannte die Tour Vergnügungsreise. Er wird aber wohl noch lange an diese Vergnügungsreise denken. Also, der Pater paßt auch auf, findet aber die Bäume so wenig wie ich.

Da bemerkte ich auf einmal im Sand 2 Motorradreifenspuren und wie froh war ich, denn ich dachte mir: Das ist das Motorrad, das ich heute Morgen aufgeladen hatte, also kommst du auch jetzt nach Hause. Ich fahre und fahre und auf einmal wird uns an einem Kennzeichen klar, daß wir auf dem falschen Weg und zwar zu einer Nachbarstation unterwegs sind.

Wir fragen einen unserer Schwarzen. „Ja“, sagt der, „hier ist der Weg nach G.“ Wir schimpfen ihn, weil er nichts gesagt hatte. Aber der arme Bursche war unschuldig, denn wir hätten ja zuerst einmal dorthinwollen können und dann hätten wir ihm wahrscheinlich bedeutet, er solle sich um seine Sachen kümmern.

Es blieb nichts anderes übrig, als zunächst diese Station anzufahren und von da den Heimweg anzutreten.

Eine oder zwei Meilen weiter trafen wir einen Bruder von dieser Station mit einem Motorrad an, der auch kein Licht hatte, neben einem entzweigegangenen Ochsenfuhrwerk.

Das also war die Motorradspur gewesen, die mich irreführt hatte. Sie war also von dem Bruder, nicht von meinem Pater, der, wie sich's nachher herausstellte, einen ganz anderen Weg gefahren war.

Es war also Glück im Unglück, daß wir hier erschienen. Helfen konnten wir nicht. Aber es war tröstlich für die Unglückswürmer, daß sich mal jemand in der Nacht sehen ließ. Nach guten Ratschlägen fuhren wir wieder ab. Wir fuhren nochmals verkehrt, fanden aber bald wieder den richtigen Weg, haben hier drei ganz besonders schwierige Flußübergänge

glücklich genommen und waren mit 2 Stunden Verspätung nachts kurz vor 1 Uhr daheim.

Mittageffen und Abendessen waren schon ausgefallen. Nur Brot und Käse hatten wir etwas mitgebracht. Ich war durch und durch müde und hungrig. Mein Vater ebenfalls. Der mußte aber anderen Morgens Messelesen und durfte nichts mehr genießen. Ich wollte, wie immer, kommunizieren und mußte deshalb auch auf alles verzichten. Wir haben unseren Begleitern das Essen besorgt und zugeschaut, wie es ihnen schmeckte, wobei uns das Wasser im Munde zusammenlief. Nachdem alle anderen schlafen gegangen waren, konnten auch wir zu einem kurzen Schlummer kommen; denn es war fast 2 Uhr geworden und um 6 Uhr war hl. Messe.



Missionsseminar St. Josef, Altdorf (Schweiz). Dort tummeln sich hier unsere Studenten, wo die Reuß sich in den Vierwaldstättersee ergießt

Das ist ein Ausschnitt aus der Missionstätigkeit eines Missionshelfers. Es ist nicht immer so toll, aber immer strapaziös genug. Und wer nun noch nicht die Lust verloren hat, nachzuzufolgen, kann kommen. Es werden noch genug Kräfte benötigt.

Hier unten wird er genug „Schwarze Samstage“ erleben, aber ich hoffe zuversichtlich, da oben auch einen ewigen goldenen Sonntag!

W. B., Embafive-Mission. ✕

Das Missionswerk ist der Kampf für Gottes Reich und Recht, die Arbeit für Christi Herrschaft, die Ausbreitung des wahren Glaubens zum Heil und Segen der Menschheit. 1726 Millionen Menschen und 1043 Millionen Nichtchristen; 683 Millionen Christen und 378 Millionen Nichtkatholiken, das sind Zahlen, die ernst und eindringlich zu unserm Gewissen reden.

Etwas über die Frauenfrage in der Mission

Von P. Josef Kammerlechner R.M.M., Missionar in Bulatwayo

In seinem ausgezeichneten Buch über die Eingeborenen-Frage mit dem Titel „The Bantu are coming“, hat ein protestantischer Missionar sein Kapitel über die Frauenfrage bei den Eingeborenen mit folgendem Erlebnis eines seiner Mitbrüder eingeleitet, das die Stellung der Frau im Heidentum drastisch genug zum Ausdruck bringt.

Einmal traf dieser einen Heiden auf dem Wege mit einer seiner Frauen. Der Heide marschierte daher, stolz wie ein Spanier, einen Gehstock geschultert, die Frau aber war schwer beladen und hatte dazu noch einen Säugling zu betreuen. Das war dem Missionar nun doch zu viel und er schritt auf den Heiden zu und machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Frau nun doch wohl etwas gar zu viel zu tragen habe, worauf er die äußerst geistreiche Antwort bekam: „Ja, wenn meine Frau nun die Last nicht tragen soll, wessen Frau soll es denn dann tun?“

Also der Gedanke, daß auch er etwas von der Last auf seine „königliche“ Schulter laden könnte, war ihm etwas ganz Unmögliches, Unfaßbares. Ja, das ist die Frau im Heidentum, nicht recht viel mehr als sein kostbarstes „Hausgerät“, das er sich um eine beträchtliche Anzahl Ochsen kaufen mußte. Sie ist zur Arbeit da und zum Bedienen ihres Herrn; denn „Mann“ kann man einen solchen heidnischen Ehegatten nicht nennen. Arbeiten und Kindergebären, das ist der ganze Inhalt des Lebens der heidnischen Frau. Sobald der Schöpfer ihr weitere Kinder versagt, kauft sich der Heide eben ein zweites, junges Weib. Wenn die Arbeit auf dem Felde oder im Kraal zuviel wird für sein Weib oder seine Weiber, nimmt er sich eben noch einmal eine, sodaß sie die Arbeit bewältigen können. Ein Lebensgefährte ist ihr der Mann nie, sie ist sein Weib und seine Magd, beides im strengsten Sinne des Wortes. Diese Auffassung ist nun so in das ganze Denken der Eingeborenen übergegangen, daß es selbst christlichen Frauen schwer fällt, es zu bejahen, daß sie durch das Christentum zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes emporgehoben werden. Viele christliche Frauen, die wollen nicht auf den Höhen christlichen Frauentums wohnen, sie ziehen die Niederungen heidnischer Rechtslosigkeit vor.

So ist es unserem Br. Agidius passiert, daß ihm eine christliche Frau in allem Ernste sagte, sie sei mit ihrem Manne nicht zufrieden, weil er sich nicht entschließen könnte, ein junges Mädchen als zweite Frau zu nehmen. Es wäre endlich an der Zeit, sie mehr zu schonen und ihr die schwerste Arbeit abzunehmen.

Ja, wird sich der Leser vielleicht denken, wenn eben die Arbeit zu viel ist, so soll er eben eine Magd einstellen. Aber das ist es eben gerade, was für den Eingeborenen etwas Undenkbares ist. Eine Frauensperson, die in seinem Kraal lebt, die soll er nicht auch zugleich als sein Weib im allerengsten Sinn des Wortes betrachten dürfen? Jemand bezahlen für die Arbeit, die man bei ihm verrichtet? Nein, das kann er nicht! Wenn eben ein Christ ein zweites Weib nehmen kann, müssen die erwachsenen Töchter der alternden Mutter helfen und so will der Vater oft nicht seine Einwilligung zur Heirat geben und duldet lieber das größte Argerniß in seinem eigenen Kraal, als seiner ältesten Tochter die Heirat zu bewilligen.

Nun aber hat die Arbeitsmöglichkeit in den Städten und Bergwerken eine gewaltige Aenderung der Dinge mit sich gebracht. Daß ein Eingeborener mit einem enthaltstamen Leben, einem Leben ohne Weib, auf die Dauer sich nicht abfinden kann, ist für jeden Missionar eine feststehende Tatsache. So ist es gut, wenn der Eingeborene-Arbeiter sein Weib mit in die Stadt, mit auf seinen Arbeitsplatz nimmt. Bleibt sein Weib aber daheim, so gibt es in der Stadt genug Ersatz dafür.

In der Stadt nun sinkt die „Eingeborenen-Frau“ vom Arbeitsflaven zum Lustflaven, zur Dirn herab. In der Stadt verlernt die Frau das Arbeiten, das daheim im Kraal ihr tägliches Brot war. Felder gibt es keine, auch das Kochen macht nicht viel Arbeit, man kauft das Mehl und braucht nicht lange zu mahlen oder zu stampfen, alles ist viel einfacher hier, soweit es die Arbeit betrifft. Dagegen werden die Bedürfnisse größer. Sie will jetzt auch schöne Kleider haben, Tee trinken, Kuchen essen. Da reicht das Geld des Mannes nicht aus und — o furchtbares sittliches Elend — durch die Sünde ist so leicht und schnell ein Sümchen verdient. So hat erst kürzlich sogar ein halbweißes Mädchen unserm Vater Michael ins Gesicht gesagt: „Ich sehe nicht ein, warum ich arbeiten soll, ich kann doch so leicht ein sorgenloses, schönes Leben haben.“ Ja, gleichsam an allen Ecken und Enden lockt hier in der Stadt die Sünde Frauen und Mädchen mit ihrem leichten, guten materiellen Gewinn. Ist es da ein Wunder, wenn selbst christliche Frauen und Mädchen nicht standhalten und nach dem Becher der Freude greifen, selbst um den Preis, hinabgezogen zu werden in den Sumpf der Sünde und vollkommener moralischer Verkommenheit.

Wer ist da noch imstande, der Flut von Schmutz und Verkommenheit einen Damm zu setzen? Wenn überhaupt noch etwas das zuwege bringt, dann ist es unsere hl. Mutter, die Kirche. Wenn überhaupt noch etwas helfen kann, dann ist es das Liebesmahl der keuschen Seelen, der Blutbräutigam im hl. Sakrament, bei dessen Liebesumarmung die Seele hl. Opfergeist hineintrinkt. Wenn überhaupt noch etwas helfen soll, dann ist es der Geist christlicher Ehegemeinschaft, das Abbild der bräutlichen Verbindung des Erlösers mit seiner hl. Kirche. Das Bewußtsein, daß die christliche Ehe der Weg helfender Liebe zum ewigen Leben ist und nicht unbegrenzter Lustgewinnung auf Erden. Ja, nirgends in der Welt steht die Frau so frei, so ehrfurchtgebietend da, als unter dem Schutzmantel der treuen Hüterin der Frauenrechte und Frauenwürde, der hl. kathol. Kirche.

Daß doch alle Frauen auf der ganzen Welt das einsehen möchten. Sobald sie die katholische Kirche aufgeben, haben sie die treueste Beschützerin ihrer Würde und Rechte aufgegeben. Die Kirche versucht selbst, die heidnische Frau herauszuheben aus ihrem heidnischen Sklaventum, sie zu bewahren vor dem modernen Dirnentum und wenn überhaupt, so wird es nur ihr und ihr allein gelingen, diese sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Mögen alle Mädchen und Frauen, die diese Zeilen lesen, ihrer hl. Mutter, der Kirche, aus innigster Dankbarkeit einen unverbrüchlichen Treuschwur leisten; treu zu ihr zu stehen bis zum Tode.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

Es war Frühjommer, Junimitte, mit langen, sonnentrunkenen Tagen und kurzen, lauen Nächten, die in heimeligen Zaubergärten Märchen wecken, in verwünschten Einsamkeiten blaue Blumen sprießen lassen . . . und doch voll weher Bangnis über Menschen liegen können . . .

Die Natur hatte ihr Brautkleid abgestreift. Die Schönheit erster Reise lag auf ihrem ernster gewordenen Antlitz.

Aus einer einsamen Buschgrotte des Alexanderparkes kamen die innigen Klänge eines letzten Nachtigallenliedes. Da nahten Schritte von Spaziergängern, und das schwermütige Lied verstummte.

Von den Türmen und Türmchen Münchens schlangen feierlich die Angelusglocken.

Herbert Werner blieb an einer Blutbuchengruppe stehen, nahm den Hut ab und betete den Gruß des Engels. Hans Reinert stand etwas abseits und sah nachdenklich dem leuchtenden Abschiedesmen der Sonne zu. Ob schon ihn das feierliche Wettspiel der Abendglocken immer sehr ergriff, war er zum Beten heute nicht aufgelegt.

Sie gingen weiter. Die Falte zwischen Reinerts Augen grub sich tiefer. Er ertrug's nicht mehr. Werner tat, als ob er ihn und die ganze „Burgundia“ samt ihrer frohen Tochter „Fidelitas“ vergessen habe.

Grimmig hieb er mit seinem Spazierstock den schlafenden Wildprimeln und Butterblumen die Köpfe ab. Dann blieb er stehen und legte Herbert Werner die Hand auf den Arm.

„Ich bin aber noch bei dir!“ sprach er mit tragischem Nachdruck. „Damit du's weißt und mich nicht etwa wieder in die Mitternachtskapelle der Bonifatiusbrüder schleppst, wie weiland am letzten Karneval. Es war ja nur ein Irrtum, ja, nur ein Irrerlaufen, für das du guter Zunge nichts konntest. Ja, ein Versehen war's, und nur die schlimme Macht der Gewohnheit war schuld.“

Reinert lachte gezwungen und sah Werner von der Seite an.

„Ja, Hans, ich weiß es selber, ich bin ein schlechter Gesellschafter heute,“ gab Herbert zurück. Er blieb stehen und setzte sich auf die Stufen, die zum Alexandrium hinaufführten. Reinert setzte sich zu ihm.

„Nun, so geh halt mit, damit du aus einem miserablen ein lustiger Gesellschafter wirst. Ich meine, so überraschend, ja abnorm Freund Helmut's Schritt auch ist, so brauchst du das doch nicht unsere brave „Fidelitas“ büßen zu lassen. Noch dazu

an unserm allerletzten Studententage. Das ist abscheuliche Abtrünnigkeit.“

„Wie tragisch!“ lächelte Werner. „Und das steht dir doch gar nicht, mein Freund Immerfroh. Unsere Examina feierten wir doch gestern zur Genüge. Ergo! Ich muß heim. Die Meinen erwarteten mich schon gestern. Vielleicht gelingt es mir auch, Helmuth noch zu erwischen, ehe er die Klosterpforte hinter sich zuwirft.“

„Dieser Heimlichtuer! Weißt du, ich stehe immer noch vor einem Berge von Rätseln und kann nicht drüber. So ein Liebling der Götter, Klassenprimus von Sexta an, mit Chancen auf alle und jede Lebensköstlichkeiten, macht am zweiten Meilensteine feiert und wirft all die Herrlichkeiten unserer schönen Welt wie wertlosen Klunder über die Hecke und — steigt in die Kutte! Sag' ehrlich, gehört denn so etwas nicht ins Reich des Übermenschlichen?“

Er sah Werner in tiefem Forschen an. Der blickte sinnend zum westlichen Horizont und sah der Sonne nach, die eben von der tagesmüden Erde schied und in eine fremde, geheimnisvolle Lichtwelt sank.

„Vielleicht gibt es fern hinter jenen Bergen noch eine ganze Welt voller Ideale und Glücksmöglichkeiten, die wir nicht ahnen, noch nie ergründet haben und deshalb nicht begreifen,“ sprach er langsam. „Der Große von Tarfus spricht ja auch von einem Ideal, das nicht alle fassen. Helmuth war immer ein Ersteiger der Höhen und Erforscher der Tiefen.“

„Wie du! Ihr beiden zoget ja immer an einer Deichsel. Wie oft seid ihr uns ausgerissen an der „Fidelitas“ fidelsten Tagen! Wo ihr dann immer stecktet? Die hochwürdigen Kuttenmänner von Andechs und Ettal mögen es wissen.“

Werner lächelte und sah eine Schwalbe nach, die in kühnschwingendem Fluge dem hochgelegenen Neste an der Mauer über ihnen zustrebte.

„Hatte Helmuth nicht eine bigotte oder doch sehr religiöse Mutter?“ fuhr Reinert fort, als Herbert schwieg. „Oder vielleicht Bech in puncto Liebe? Es ist ja nur pure Vermutung, die ich in Hinsicht auf Helmut's Art augenblicklich bereuen sollte. Aber man sucht eben eine Erklärung auf natürlichem Wege, da man auf den Hochfirnen der Abnatur ein Fremdling ist.“

Werner schüttelte den Kopf. „Helmuth war immer ein Mensch freier Entschlüsse und wird es doppelt sein, wo es den Kurs fürs Leben gilt. Ich habe seine Mutter noch gekannt. Fromm war sie. Aber diese

Frömmigkeit war von einer herzerquickenden Gesundheit. Sie war eine geprüfte Frau, der der Himmel viel gab, aber mehr wieder nahm. Sie gehörte zu den Menschen, die lächelnd nehmen und lächelnd verzichten. Im Hause Helmuth gab es nur frohe Menschen. Helmuth mag in etwa erblich belastet oder bedacht sein. Kutten und Tonsur haben seit Generationen Heimatrecht in seiner Familie. Manchem wird es von daheim aus schwerer gemacht..."

Das letzte kam verhalten heraus.

„Hast du eigentlich um sein Vorhaben gewußt?“

„Nein. Er sprach nie darüber. Ich ha-

Schwingen eines kleinen Glöckchens durch die Stille.

„Was bedeutet das?“ fragte Reinert.
„Das Abendläuten ist doch vorbei.“

„Das Glöcklein ruft die Töchter Sanft Benedikts zur Anbetung.“ Werner war unwillkürlich stehen geblieben und schaute zu dem grauen Hause hinüber, das ihn anmutete wie ein Idyll des Friedens im Weltmeerbranden.

„Unbegreiflich!“ murmelte Reinert.

„Was?“

„Das sollen Menschen sein wie wir, da hinter den todgrauen Mauern? Menschen von Fleisch und Blut? Junge Menschen-



Missionsseminar St. Josef, Altdorf (Schweiz). Beim Kirchgang

be wohl hie und da geahnt, daß er besondere Ziele hatte.“

„Es hat sie alle gepackt, die Bundesbrüder, vom dicken Uhl bis zum kleinen Edeling. Es war ungehörig still beim Frühstück, als Parling es erzählte. Er hatte es per Zufall erfahren. Es war, als wenn in einen Tanzsaal plötzlich Weihrauch weht.“

Herbert Werner gab keine Antwort mehr. Sie standen auf und schlenderten langsam durch die Straßen. Sie kamen an einem alten grauen Hause vorbei, das wie ein friedlicher Traum inmitten eines großen, eingezäunten Gartens lag. Aus zwei kleinen Fenstern kam der warme, rötliche Schein eines gedämpften Lichtes. Als sie vorüberkamen, drang wie ein Klang aus einer unwirklichen Welt das

finder, die die Sonne haben könnten, sie sollten sich ins Dunkel, in solch ein lebendiges Grab vertrieben?“

„Vielleicht scheint auch da drinnen irgendeine Sonne, die ihnen das Grab helle macht. Ich habe sie gespürt, als ich einmal mit Mutter und Ruth einer Einkleidung und später einer Netze beizwohnte. Aber — nicht alle fassen es.“

„Hu, ich kriege Gänsehaut. Sieh da oben, Gitter, wahrhaftige Gitter! Mich weht Kerkerluft an. Welch eine mysteriöse Welt! Ein Uhl für Weltmüde, Lebensfette, Enttäuschte, scheint mir. Ich kenne eine solche. Ein Sonnenkind ist sie gewesen. Alles hatte sie genossen, was Leben und Welt nur irgend boten. Als sie sich satt genossen und satt getrunken hatte hier draußen, da band sie den Nonnenschleier

um und ward nicht mehr gesehen. Mit zusammengebrochenen Rädern landete sie vor Klostermauern.“

„Um vielleicht noch eine Heilige zu werden, wie Augustinus zum Exempel. Ich aber habe einen Menschen gekannt, du auch, dem hier draußen tausend Duellen sprangen, tausend Tafeln gedeckt waren und der doch nicht ein einzigmal aß und trank und erst satt wurde an targer Klostertafel. War der auch ein Enttäuschter, Aribert, der junge Graf von Flandern?“

„Laß uns heimgehen. Mir wird ganz jämmerlich. Ich bin nun mal ein Spaß, und ihr seid ganz unbegreifliche Herrgottsgewächse, Adler meinetwegen. Komm!“

Aus Nachtlokalen und heimkehrenden Ausflüglerkolonnen drang dann und wann Lärmen und Singen hinüber in die einsamen Alleen und Anlagen.

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht . . .“

„Man fühlt sich förmlich erdrückt von solchen Gegensätzen,“ jagte Reinert, als gedämpfter Psalmengesang aus dem grauen Hause drang.

Als sie heimtamen, war das Dunkel vollends über die schöne Stadt der Künste gesunken, und das rauschende Leben der Nacht begann.

Herbert Werner konnte in der Enge seines Studentenheims noch keine Ruhe finden. Er hatte zu Vieles und Großes erlebt. Helmuth, ihm seit Jahren vertraut wie ein Bruder, wollte ins Kloster, wollte Ordensmann werden! Er war gegangen, ohne irgend jemand, auch nicht ihm, ein Wort zu sagen. Das letzte tat ihm weh. Was er dabei gehabt hatte? Er begriff den Freund nicht. Sie wußten es einer vom andern, daß sie Sucher waren, Sucher nach irgendeinem Ziele, nach einem Ideale, das abseits von den begangenen Straßen lag, das sie längst schon in seinen Bann geschlagen hatte, ehe sie es selbst begriffen. Helmuth hatte es jetzt wohl erfaßt, hatte das große Licht gefunden.

Er aß ein wenig zu Abend, ging eine Weile auf und ab, löschte das Licht aus und setzte sich grübelnd in seinen Sessel. Aber lange ertrug er es nicht, er griff wieder nach Hut und Mantel. Für das Stürmen und Gären in seinem Innern war jede Weite zu eng. Er fühlte sich wie ein Menschen, dem eine ganze altgewohnte Welt zusammenbricht, und der sich in einer neuen unsicheren Schrittes und halbverbundenen Auges noch nicht zurechtfinden kann.

Planlos ging er dahin, den Strom entlang. Das gleichmäßige Rauschen der Startwellen tat ihm wohl. Ehe er sich's versah, lag das Haus des Gebetes wieder vor ihm. Er blieb stehen und nahm das

warne Leuchten, das durch die Fenster drang, in sich auf.

Er fühlte es tief, eine Friedensstatt war dieses Haus, die Stätte eines geheimnisvollen, verschwiegenen Glückes. Nicht Menschen wohnten drinnen, die müßig auf den Lorbeeren eines großen Meisters ausruheten, nein, Kämpfer, die einen immer wachen Feind überwandten, nicht zwar mit blanken, blutigen Klingen, aber mit der demütigen Waffe des Gebetes, des Verzichtes, der Buße, des Gehorsams.

Und diese Kämpfer waren schwache Frauen.

Soll er sich von ihnen beschämen lassen?

Was sie können, was Ungezähnte vor und mit ihnen konnten und können, was Helmuth können wird, warum soll er es nicht können?

In diesen Tagen ist er's inne geworden, daß der Zug nach einem Ideale oder Ziele außerhalb der großen Straßen in ihm war seit der Knabenzeit, wo er daheim dem alten Vater Wendelin in heimlicher Frühe, wenn der Vater noch schlief, die Messe diene, bis in die jüngste Studentenzeit, wo eine Vesper oder eine zwanglose Plauderstunde bei den Ettaler Mönchen ihm oft und oft lieber waren als der fidelste Kommers der „Fidelitas“. Er selbst hat geglaubt, daß nur die herrlichen benedictinischen Choräle und die persönliche Wertschätzung des einen oder andern Mönches ihn immer wieder, allein oder mit Freund Helmuth, die einsamen Bergwege zur alten Abtei getrieben hätten.

Sein Zukunftsweg hatte stets so klar und selbstverständlich in alten sicheren, von Generationen ausgetretenen Bahnen vor ihm gelegen, daß sich auch nicht ein Gedanke je herangevagt hatte, er, als einziger Wernersprosse, könne sich einmal aus dem traditionellen Gleichschritt herauswagen und sich eigene Bahn brechen.

Ihn hatte es mehr zum Lehrfach hingezogen als zur Juristerei, deren starre Formen sein Herz und Gemüt darben ließen. Aber weil alle Werners von jeher Juristen waren, hatte er in der langen Reihe die Hand des Vaters nicht loslassen wollen. Der hofft nun, daß er die seine weiterreiche — den Kommenden.

Einzelne späte Spaziergänger kamen vorüber und sahen verwundert nach dem Grübler hin, der, seinen Stock quer über die Knie gespannt, an einen alten Baum der Alhornallee gelehnt stand und über das alte graue Haus hinweg in eine unbestimmte Ferne schaute.

Da ging Herbert weiter, den Fluß hinab. Der war an dieser Stelle sehr breit und still und führte seine Wasser fast unbewegt. Dicht am Ufer glitt eine Gondel dahin, ein niedlich Spielzeug, weißblau

gestrichen, just so wie die daheim am See, die Ruth zum sechzehnten Geburtstag vom Vater bekommen hatte.

Zwei Menschen saßen darin. Sie hatten die Ruder eingelegt und ließen das Fahrzeug lautlos treiben. Sie sprachen nicht. Nur hier und da kam ein kleiner Lautenton herüber. Dann hub das junge Mädchen im weißen Kleide zag zu singen an:
... und immer hör' ich's ra-aufsehen
... du sä-ändest Ru-uhe dort ..."

Ein heimlich Weh löschte die Stimme bald wieder aus, und ohne Laut glitt die Gondel weiter.

Herbert Werner schritt rascher aus unter den alten Bäumen und ließ den Kahn bald hinter sich. Ein merkwürdiges Weh hatte sich in ihm festgeklammert. Das graue Haus mit seinen stillen Bewohnerinnen hatte er vergessen. Immer sah er noch die weißblaue Gondel. Aber nicht durch die Startellen glitt sie, sondern daheim durch den stillen blauen See, und er und Ruth saßen darin, über ihnen der sonnige Himmel oder die stillen Abendsterne. Zwischen ihnen dasselbe Schweigen wie eben zwischen den beiden jungen Menschen, das Stummsein, das doch so beredt ist von selbigem Unausgesprochenem. Am Ufer saßen dann die Eltern und bauten für sich und die Kinder das Haus der Zukunft ...

Herbert blieb stehen, weil ihm der Atem in der Brust schwer wurde unter der Erinnerung.

Was war denn eigentlich geschehen? Was ist es für eine geheimnisvolle Nacht, die sein Schifflein nun so ganz aus dem geruhigen Kurs zu werfen droht? Morgen geht's heim ins Vaterhaus am See, heim zu Vater und Mutter und — zu Ruth. Dann werden sie wieder auf dem See segeln nach Herzenslust.

Oder nicht? Wird er nie wieder neben Ruth in der weiß-blauen Gondel sitzen, wenn die Abendglocken die Herden zu Tal läuten, wenn an den Weinhängen die Winzerinnen singen und im Park die Nachtigall dem kurzen Maien nachschluchzt? Soll nie wieder Ruth beim goldenen Sonnenscheiden ihm das kleine Liedchen zur Laute singen, das er so liebt, das Lied vom Schäferkind, das einen stillen Hirtenknaben lieb hatte? Den ihr dann ein großer König raubte. Dem es dann ihre Liebe nachsingen mußte Tag und Nacht und Nacht und Tag, bis die Laute zersprang und ihr Herz dazu und über die zersprungenen Saiten ein rotes Brünnelein rann. Da war das Schäferkind tot. Und der Hirtenknabe im fernen Königsdienst sah zur selben Stunde ein weißes Täublein ins Abendrot fliegen. Und er war gar nicht traurig, war froh und selig. Und das weiße Täubchen saß auf seines

Königs Stirn und sang wunderfame Lieder.

Herbert raffte sich gewaltsam aus dem Zauber, der ihn mit den weichen Armen der Sommernacht umfassen wollte.

Er schritt planlos weiter, bis er merkte, daß er aus der Stadt heraus in ganz einsame Bezirke kam. Nur hier und da standen einzelne Häuser, aus altem Gemäuer geisterten Unfenrufe, um eine halbzerfallene Kapelle standen, vom weißen Mondlicht tröstend umleuchtet, schiefe Kreuze auf verfallenen Gräften.

Darüber aber, auf überragendem Felsgipfel, stand ein Kreuz, vor dem Kreuze ein kleines Licht. Ob ein nächtlicher Wanderer dort rastete? Oder sollte das Lichtlein den Kreuzheiland da oben in seiner einsamen Nacht trösten?

Herbert mußte ein Weilchen hinschauen. Dieses Schauen auf das Lichtlein vor dem Kreuze unter den ewigen Sternen machte ihn ruhiger. Ihm war, als hätte er dieses Licht immer gesehen, weit auf fernen Bergen. Aber nie, wenn er mit den andern auf lauten Straßen ging, immer nur, wenn er allein auf einsamen Höhen stand. Manchmal war es wie ein Scheinwerfer gewesen und hatte ihm ein fremdes, unbegreifliches Land unter fremder Sonne gezeigt, dann im Wachen, dann im Träumen. Aber ehe er begriff, war es wieder in Dunkel gesunken.

Manchmal, wenn ihm die Alltagssonne so hell schien, dann hatte er das merkwürdige Licht vergessen.

Dann aber war es eine Stimme, die in ihm, um ihn raunte und warb und drängte, gerade in Stunden frohester Geselligkeit. Dann kam es wohl, daß er, unter den Kommilitonen der Fröhlichsten einer, jäh still wurde, daß ihm das Glas mit dem schäumenden Trunk aus der Hand sank. Dann neckten ihn die andern, ob er plötzlich von einem Amorpsfeil verwundet worden sei. Er hatte es selber nicht gewußt.

Da er der nächtlichen Stadt zuschritt, stand der letzte Fasching wieder in seiner Erinnerung auf. Er hatte die Tage einmal in der alten Abtei zu Ettal verleben wollen. Er brauchte ein Ausspannen nach dem anstrengenden Winterstudium. Da hatten sich die Eltern mit Ruth angesagt. Ruth sollte einmal das Leben in der Museenstadt kennenlernen. Vielleicht hatten sie heimliche Sorge gehabt, daß ihm im lustigen Fastnachtstreiben ein anderes Bild das der ernsten Ruth verdrängen könnte.

Auf dem Ball der „Burgundia“ war dann Ruth sehr umfeiert worden. Es war, als wenn in einer großen Rosenschau ein einzig Edelweiß in keuscher Seltenheit steht — und alles der Rosen vergift und nach dem Alpenweiß greift.

Als da immer wieder Hans Reinert Ruth zum Tanz holte, da hat ihn inwendig ein Weh gewürgt, er hat's sich selber kaum gestanden. Als er dann aber sah, wie Ruth, wenn sie im Arm der andern an ihm vorübersehwebte, immer sehnsüchtig nach ihm ausschaute, da war er sorglos geworden.

Als sie dann zu ihm zurückkam und ferner den andern jeden Tanz absagte, da ist ihm innerlich eine Beklemmung aufkommen. Er ist ernst geworden, keinen einzigen Tanz hat er Ruth angeboten, ob er auch sah, wie sie darauf wartete, und wie sie immer trauriger wurde. Da sind die raunenden Stimmen wieder in ihm gewesen und haben ihn aus steigender Karnevals lust fortgelockt von Ruths Seite, hinaus, auf Umwegen in die Kapelle der Bonifatiusbrüder, in der eben die süßnende Mette der Mitternacht begonnen hatte.

Am andern Morgen hat er noch die Trauer in Ruths Gesicht gesehen. Er hat ihr seine Rücksichtslosigkeit abgebeten. Sie hat ihm verziehen — und ist in derselben Stunde über sein verlegendes Stummsein traurig gewesen.

Und nun — soll er für immer von ihr fortgehen, und immer soll sie traurig sein? Wie sie es war an dem letzten Abend, ehe sie mit den Eltern wieder heimfuhr. Er fühlte, daß sie auf das bis dahin immer noch Unausgesprochene wartete, als sie noch einen letzten weiten Spaziergang zusammen machten.

Herbert blieb plötzlich stehen. Dieses selben Weges sind sie da gewandert, derselbe blaugestirnte Himmel ist über ihnen gewesen. Sie haben kaum ein Wort gesprochen, er hat nur gefühlt, wie Ruth ihn wohl mal von der Seite ansah. Als sie dann an der Pension, wo sie wohnten, ankamen, war's ihm, als wäre ein Schleier vor ihrem Blicke. So hatte er sie heimfahren lassen. Ihr Mund hatte gebebt, als sie ihm zuletzt die Hand reichte. Sie hatte wohl wenig Freude gehabt vom Fasching der Kunststadt.

Aber ihm rauschten wissend die alten Bäume. Hier und da gurrte ein schlafend Böglein auf. Aus dem langen Grase zur Seite huschten ein paar Eidechsen.

In den Zentren der Stadt begann das Nachtleben langsam zu verebben. Da schritt Herbert eilig aus. Ihm war, als ob ein wüstenhaftes lebenslanges Allein- und Verlassen sein schon jetzt über ihn sinken wolle. Er sehnte sich nach irgendeinem Daheimsein, und sei es nur in seinen engen Wänden.

Von den Türmen der Stadt schlug die erste Stunde. Wieder, feierlicher, inniger noch als zu andern Stunden klang das Glöcklein der Anbetung. Herbert Werner schien das berebte Klingen das Rufen

eines großen Meisters. Er fühlte, für ihn gab es nur eine Antwort. Er seufzte schwer. Würde er sie ihm geben können?

Als er heimkam, griff er, wie allabendlich, zu seinem „Thomas von Kempen“. Sicher wußte dieser Freund den Rat, den er brauchte. Immer hatte er ihn gewußt.

Er schlug aufs Geratewohl auf.

„Wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern.“

Er schloß das Buch. Was er gelesen, war genug, ein Leben lang davon zu zehren. Genug, jeden Kampf mit Sieg zu krönen.

In seiner Seele war es heller geworden. Er legte sich zur Ruhe und schlief fest und traumlos bis zum Morgen. —

Frau Klingeis, seine Hauswirtin, brachte gerade den Morgenkaffee, als er aus der Siebenuhrmesse in der Hofkirche kam. In ihren Augen funkelte Sensationsgier. Forschend sah sie ihren Herrn Studio an. Er hielt die Zeitung in der Hand, ruhig wie immer.

„War das ein Unwert heut nacht um zwölf herum!“ platzte sie heraus. „All die Herren Studenten in den schönen Mützen! Und so lustig alle, rein zum Totlachen war's. Einer hatte zwei Zylinder übereinandergesteckt, einer den Rock auf die verkehrte Seite. Einer hatte sich 'nen Sack über'n Kopf gestülpt, und die meisten hatten sie umgefaßt wie Liebesleute. Und Krüge mit Bier drin, hatten se alle in der Hand. Wollten um die heile Not noch nauf zu Ihnen. Und ich hatte ne doch schon gesagt gehabt, daß Sie nit da wären. Wohin, das wüßte ich auch nit. Wär' nit der alte Däming aus seiner Portierstube rausgekommen, die zehne hätten noch was angestellt. Dafür hat dann der mit den langen Beinen, den sie ‚Reim‘ nennen, ganz unjinnig mit dem alten Manne en Walzer getanzt, draußen auf dem Steig. Aber schön war's. Wir haben unweis gelacht, auch die Mirzele, die Alte vom Däming.“

„Nun, da muß ich mich ja noch ganz besonders bei dem guten Däming bedanken, daß er das Unheil abwandte,“ entgegnete Werner lächelnd und schlug ein Kreuz zum Tischgebet, um sich vor einem weiteren Redeschwall zu retten.

Frau Klingeis zog enttäuscht ab. Ein Merkwürdiger war doch dieser ihr Mietsherr! Nüchtern und solide zum Langweilen. Kein einziger galanter Zwischenfall, wie ihre Intimen, die Höntgen und Brausewald, sie zu Duzenden von ihren „Herren“ zu vergeben wußten. Dieser Herr Werner, ein rechter Philister ist er doch! Alle jungen Damen im Umkreis reden die Hälse nach ihrem Studio. Und er tut, als merke er nichts, geht daher wie ein

Siegfried, dem nicht Speiß noch Speer beikommen kann.

Raum war Herbert wieder allein, da flog die Türe auf, und herein stürmte — Hans Reinert. Griff ihn bei beiden Schultern und sah ihn grimmig an:

„Bist mir ein netter Freund, du! Bringt da den Hans, den braven Kerl, artig nach Haus und betreibt seine Sternrudereien nachher alleine. Im Namen der „Fidelitas“ begehre ich zu wissen, was eigentlich mit dir los ist. Es wird da so allerhand gemunkelt. Gestern der Helmuth — heute du! Hätte ich mich nicht so gewaltig für dich ins Zeug gelegt, die Bande hätte dich ins düsterste Kloster verdächtigt. Also komm nit und nimm den schwarzen Verdacht vor dir.“

„Wohin?“

„Zum Hofbräu. Die „Fidelitas“ hat einen ganz feudalen Frühshoppen arrangiert, und ich habe geschworen, dich lebend oder tot heranzuschleppen. Anders läufst du Gefahr, daß dir die ganze Horde auf die Bude rückt.“

„Nun, dieser Kathastrophe wären wir auch noch gewachsen. Frau Klingeis hat noch ein volles Fäßlein im Keller.“

„Laß es ihr. Und verdirb deinen Getreuen nicht ihren letzten Studentenspaß. Komm mit.“

„Es geht wirklich nicht, Hans. Ich muß heim.“

„Muß heim? Ausflüchte, nichts anderes. Derselbe Prozeß wie bei Helmuth. O, ihr Götter, ich ahne Furchtbares: Rutte und Strid — und Tonsur und Aschensack. Und höre schon den gestrengen Jeremias die gottlose „Fidelitas“ zu Sack und Asche rufen.“

Mit tragikomischer Gebärde griff der lustige Hans sich in die Haare und begann mit Armsündermiene das „Miserere“ zu stammeln.

Werner hielt ihm lachend den Mund zu.

„Spottvogel! Na, der Herrgott wird dir diesmal nichts drum tun, weil du es bist.“

„Aber dir, um dein Heimlichtun. Das eine sage ich dir: Treffe ich dich eines guten Tages oder Jahres irgendwo in Rutte und Sandalen, ich fordere dich auf Pistolen oder, wenn du willst, auf eine gute Klinge, mögen wir nun beide Mensur und Duell hassen oder nicht. Ja, das tue ich. — Aber heute geh mit, Herbert, ein letztesmal.“

„Es geht wirklich nicht. Ein andermal. Heute laß mich. Das Münchener wird euch auch ohne mich schmecken.“

Reinert wurde plötzlich ernst. Ein Zug aus Werners innerster See:entwelt mochte ihn gestreift haben. Er war ein Immerfroh. Aber zuzeiten konnte er Tiefen verraten, besonders im Verkehr mit Helmuth und Herbert. Doch das waren Seltenhei-

ten. Im großen ganzen steckte er noch bis über die Ohren in der lustigen Studentenhaut.

Er trat dicht an Herbert heran und nahm seine Hand.

„Du weichst mir aus. Ob du mich ganz und gar nicht für qualifiziert hältst zu einer Schau in dein Intwendiges? Denkst wohl, so Allertweltsware wie ich hätte nur Sinn für Karbol und Seziermesser?! Glaub' nur, auch so ein Massenmensch wie ich muß dem Ideal seinen Tribut zollen, ob er sich auch tunlichst drum herumdrückt. Dieses erhabene Wesen soll nämlich auf höchsten Firnen wohnen. Wir im Zwanzen aber lieben ebene Straße. Meine Reberenz jedem, der jenen Kletterstieg wagt.“

Herbert staunte. War das Hans Reinert, der diese Weisheit vergab? Nun wurde er ihm noch lieber. Aber nun mußte geschieden werden. „Wer immer den rechten Zauberstab fände, aus eines jeden Menschen Seelenschlacht würde irgendeine verborgene Quelle aufsprudeln,“ dachte er und sah Reinert tief in die Augen.

„Du kennst die Wünsche der Meinigen,“ wich er dennoch aus.

„Und die deinen?“

Herbert sah ihn nur schweigend an und blickte dann hinaus in den morgenhellen Tag.

Reinert waren Spott und Scherz längst vergangen. Er fühlte es mit Gewißheit, und es tat ihm weh, Herbert war im Begriffe, sich von ihren Sphären loszulösen, wie Helmut es getan. Eine niegekannte wehmütige Stimmung kam über ihn. Die durfte nicht hochkommen. Schweigend reichte er Werner die Hand und wandte sich zum Gehen.

Auch Herbert war bewegt. Reinert war ihm der Vertreter der Welt, der Sphäre, die bisher auch die seine gewesen. Mit ihm nahm er auch von dieser Abschied.

Er erwiderte herzlich seinen Händedruck.

„Gott mit dir! Und grüß' unsere „Burgundia“, die „Fidelitas“ besonders.“

Reinert ging rasch hinaus. „Verdammte Schlappheit!“ murmelte er, als er die Haustür hinter sich zuschlug. „Da hätte ich beinahe . . . Schäm dich, Hans! . . . Weibermanier? . . . Das müßte ich der Bande im Hofbräu erzählen . . . Aber beim Schwanz des Zeus . . . dieser Werner . . . mordsmäßig Edelgewächs!“

Er versuchte, ein Kommersliedchen zu pfeifen und die ungewohnte Bewegung abzuschütteln. Es gelang ihm nicht. Im Begriffe, zum Bräuhaus abzubiegen, besann er sich plötzlich und machte fehr. Mochten die Freunde über die Ausbleiber schimpfen, ihm war heute alles wurscht. Ziellos schlenderte er durch die Straßen. Das bunte Getühl langweilte ihn mit

einem Male unsagbar. Er hatte einen scheuen Blick ins Land höchster Ideale getan. Da schien ihm alle Alltagswelt fade. Aber was kann's ihm nützen, daß er den Hals reckt nach jenen Wolkenseglern und am eigenen Wege die Meilensteine einrennt. Die Welt, in der er festen Fußes steht, ist die Welt seiner Ziele und Pläne. Und darum — basta! Mögen andere tun und lassen, was sie wollen. Er wird nur fliegen, so hoch ihn seine Flügel tragen. „Der Spaß bleibt alleweil ein Straßenjunge. Was kümmern ihn die Adler?“ tröstete er sich. Ging heim, packte seine Sachen und fuhr mit dem nächsten Zuge heim zu seiner Mutter.

Wie ein kleines Eden liegt die Villa des Justizrats Werner inmitten eines lauschigen Parkes an einem der träumenden Seen, an denen das südliche Deutschland so reich ist.

Eine zierliche weißblaue Gondel gleitet um die neunte Morgenstunde über die stille Flut. Die junge Lenkerin hat die Ruder eingezogen und läßt den Blick versonnen über das sommer schwere Land schweifen. Ein ungewöhnlicher Ernst liegt ihr um Mund und Stirn und gibt ihrem Wesen eine herbkeusche Prägung.

Ruth Heltorf ist zwanzig Jahre alt und dem Wernerschen Hause großväterlicherseits verwandt. Ihr Vater, ein angesehener Chirurg, ist während einer Lungenkeuche an einer Infektion gestorben, und die Mutter, eine ätherisch-zarte Frau, ist ihm bald nachgegangen. Im Hause der mehr noch befreundeten Werners hatte die dreijährige Ruth Heimat und Elternliebe wiedergefunden.

Und Geschwisterliebe.

Herbert, der große Bruder und Kamerad! Ein tiefes Leuchten geht in Ruths Augen. Gestern ist er heimgekommen. Das Staatsexamen liegt hinter ihm. Wird es nun wieder werden, wie es früher war, als sie zusammen Fangball warfen oder Ritter und Burgfrau spielten und auf dem See gondelten?

Und dann — —?

„Herbert!“

Unbewußt gleitet der geliebte Name über ihre Lippen, und ein freudiger Schreck fährt durch ihre Glieder. Am Ufer unter den Akazien steht er, der ihr ganzes Sein und Sinnen erfüllt.

„Guten Morgen, Kusinchen!“ Sie greift nach den Rudern, ein paar kräftige Schläge, und die Gondel legt an.

Herbert hilft ihr beim Aussteigen, be-

festigt das Fahrzeug und geht an ihrer Seite dem Hause zu.

„Sport schon am frühen Morgen?“ fragt er lächelnd.

„Allerdings, als Tante Sendbotin. Du kennst doch den alten Holzerfranz drüben am Steinweg. Beim Sichenfällen ist ihm so ein Ungetüm aufs linke Bein gefallen. Seitdem sitzt er lahm, und seine Frau und sechs Kinder haben schmale Backen. Das kann Tante Mathilde nicht mitansehen. Und darum . . .“ Sie zeigte auf den leeren Korb an ihrem Arm.

„Kleine Samariterin! — Aber was ich sagen wollte, gehst du mit zur Waldkapelle? Wir waren lange nicht mehr oben. Doch nun wirst du müde sein.“

„Keine Spur. Geht Tante auch mit?“

„Ich glaube nicht. Sie klagte über Kopfschmerzen.“

„Warte einen Augenblick. Ich hole eben meinen Hut. Die Sonne meint's schon allzugut am frühen Morgen.“

Ruth blieb ein paar Atemzüge lang oben auf der Treppe stehen und ließ den pochenden Herzschlag wieder still werden. Fast ist's ihr wieder wie damals beim Abschied in München, als er ihre Hand in der seinen preßte und sie doch so fern, wie von einem inneren Beherrschen gehalten, angesehen hat. Das heimliche wehe Bangen von damals fühlt sie auch jetzt wieder.

Sie gehen durch's Städtchen, biegen in den Waldpfad ab und sind bald an der Kapelle. Ein Schatten liegt auf Ruths Gesicht. Wie hat sie sich auf das Wiedersehen gefreut! Und nun tut er, als ob sie gar nicht da sei. Mechanisch zerpflückt sie die Rose, die sie im Gürtel trug, und spricht sinnend eine alte Zauberformel.

„Sagtest du etwas, Ruth?“ wandte Herbert sich plötzlich zu ihr.

„Nein, nichts. Nichts Besonderes.“

Sie setzten sich auf eine alte Bank an der Siebelwand der Kapelle und genossen den herrlichen Ausblick. Aber den stillen See drunten glitten lautlos weiße Schwäne. An beiden Ufern lagen, wie verstreute Juwelen, reizende Villen, in Grün und Blumen eingebettet. Ernteschwere Felder, dunkle Tannensforste, dazwischen grüne Matten mit schellenklingendem Weidevieh und in weiter Ferne, wo Erd' und Himmel sich vermählen, die lange Kette der bayerischen Voralpen.

(Fortsetzung folgt)